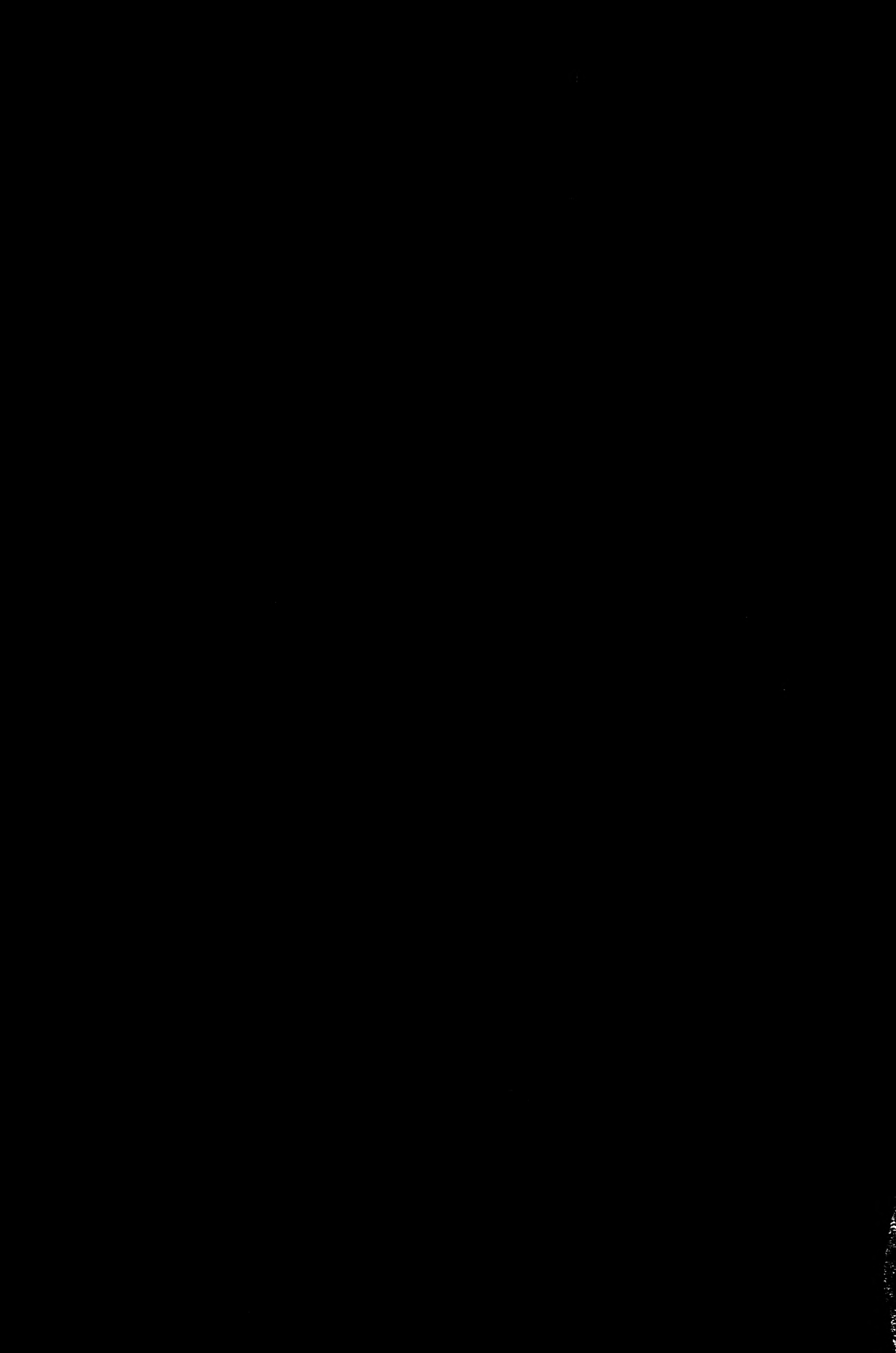
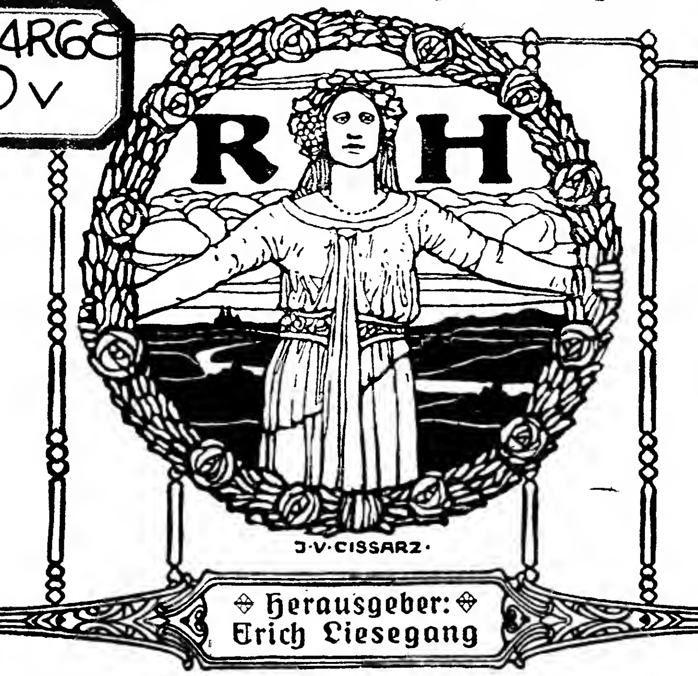


Rheinische Hausbücherei

Meisterwerke deutscher Erzähler



Herausgeber: Erich Liesegang

Otto Roquette:

Vogel flieg aus!

Verlag ✣ Emil Behrend ✣ Wiesbaden

PREIS 50 Pf. IN GANZLEINEN 75 Pf.

Rheinische Hausbücherei.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Erich Liesegang

Direktor der Nassauischen Landesbibliothek zu Wiesbaden.



Wiesbaden
Verlag von Emil Behrend
1908.

Vogel flieg aus!

Von

Otto Roquette.

Mit Einleitung von Erich Petzet.



Wiesbaden
Verlag von Emil Behrend
1908.

Druck von August Pries in Leipzig.

Otto Roquette.

Otto Roquette, der liebenswürdige Erzähler von „Vogel flieg aus," ist Zeit seines Lebens und auch nach seinem Tode noch von dem glänzenden Erfolge seiner Jugenddichtung „Waldmeisters Brautfahrt" verfolgt worden. Das war ein niedliches Märchen in leichten zierlichen Versen mit zahlreichen sangbaren, volksmäßigen Liedern, das sich in raschem Siegeslauf allenthalben einschmeichelte und dem jungen Studenten Namen und Beliebtheit erwarb. Leider aber hatte er damit im Munde der Leute auch eine bestimmte Charakteristik erhalten, die nicht mehr abzuschütteln war, und in der er nach Ludwig Fuldas Ausdruck „den Fluch seines Lebens" erblickte. Keines seiner späteren Werke, er mochte sich in Novelle, Roman oder Drama versuchen, keines erreichte den Erfolg seines Erstlingswerkes, keines vermochte die einmal gefaßte Meinung über den vergnüglichen Wein- und Rheinsänger umzustoßen oder zu berichtigen. Was ihm künstlerisch am schönsten gelungen, was am tiefsten angelegt, am ruhigsten ausgereift war, fand nur spärlichen Widerhall und ist noch heute nicht so bekannt wie die leichten Reime des immer gelesenen Waldmeisters.

Und doch verdienen manche von diesen unscheinbaren Gaben vor der Vergessenheit bewahrt zu werden. Freilich wer tief aufwühlende Lebensprobleme, Menschheitsfragen oder Fragen der sozialen Kämpfe der Gegen-

wart behandelt finden möchte, der lasse die Hand auch davon. Roquette selber hat diesen Forderungen gegenüber treffend sein Lebenswerk verteidigt: „Es hat nicht jeder, dem die Natur einen bestimmten Umkreis vorgeschrieben, die Verpflichtung, auch andere und größere Gebiete zu durchlaufen, die seinen Gaben nicht angemessen sind, und ich halte den für glücklich, der sich innerhalb seiner Grenzen zu beschränken weiß.“ In solcher Selbstbescheidung hat Roquette sich sein stilles Glück errungen, das ihm auch in Bedrängnis und Trübsal nicht verloren ging; und von diesem stillen Glück eines reinen abgeklärten Gemütes spendet er mit künstlerischem Bedacht in seinen Dichtungen, die den Leser in ein freies weltfernes Behagen einspinnen und ihm doch neue Lebenslust und Freude gewähren.

Robert Prutz hat für den Gehalt von Roquettes Dichtung das Wort von ihrer „abstrakten Jugendlichkeit“ geprägt. Er meinte es in tadelndem Sinne als Vertreter einer politisch erregten Zeit, die der Tendenz mehr Interesse schenkte als der künstlerischen Form und dem Stoff einen entscheidenden Wert bei der Beurteilung der Dichtung beilegte. Er verwarf den Verzicht auf alle die Probleme, welche die Zeitgenossen vor 1849 so heftig erregt und nachher so tief niedergeschlagen hatten, und verkannte die tapfere Lebensfreudigkeit, die mutvolle Lebensbejahung, die in den schlichten Erzählungen des anspruchslosen Spätromantikers steckt. Wer aber schärfer zusieht, findet hier einen Geist, der in seiner Weise ebenso gesundes nationales Leben schilderte und förderte wie es in bedeutenderem Maße, mit freierem Weitblick, aber nicht eben mit zarterer Poesie Gustav Freytag getan.

Ist es auch nur „Erholungsliteratur," wie R. M. Meyer die Bestrebungen Roquettes nennt, so ist es doch eine gesunde Kost und, was nicht vergessen werden darf, teilweise von hohem künstlerischem Feingehalt. Mit Recht sagt Roquette einmal — in einer seiner reizendsten Erzählungen, „Ich und meine Kompagnie" —: „wer nicht auch kleinen Dingen eine Seite für die Beobachtung, für das Leben abzugewinnen weiß, der wird auch mit größeren nichts von Belang anzufangen wissen." Wer aber, könnte man fortfahren, liebevoll alles aus einem unscheinbaren Stoffe herauszuholen versteht, was darin an dauerndem Lebensgehalt verborgen ist, wer harmonisch den Ton auf den rechten Grundakkord zu stimmen und festzuhalten weiß, daß das ganze kleine Kunstwerk stilvoll und rein zu uns spricht wie ein zierliches Klavierstück von Haydn oder Mozart, der hat künstlerisch auch eine schöne Aufgabe erfüllt und wird dankbare Leser finden, solange es Sinn und Herz für die schöne Selbstsicherheit und Unbefangenheit tendenzloser echter Poesie gibt.

Roquette ist es in den besten seiner Novellen gelungen, solch kleine Meisterstücke zu gestalten. Nicht in allen — denn gar manches Mal ist die Führung der Handlung durch allzu „romanhafte" Erfindungen bestimmt, oder der angesponnene Faden reißt ab und wird dann nicht ohne Willkür neu angeknüpft, wie vor allem die größeren Erzählungen und die Romane („Susanna," „Heinrich Falk," „das Buchstabierbuch der Leidenschaft") einiger Risse und Sprünge nicht entbehren. „Vogel flieg' aus" aber gehört zu den reizendsten Proben seiner Erzählungskunst und zeigt die lebensfrohe Jugendlichkeit des Poeten, seinen sonnigen Humor, der ihm bis ins

Alter treu geblieben ist, wie seine prächtige Gestaltungskraft in vollster Blüte. Man muß eine Perle unserer deutschen Literatur wie Eichendorffs „Leben eines Taugenichts" heranziehen, wenn man dieser sieghaften Jugendfrische etwas ähnlich Herzgewinnendes zur Seite stellen will. Der Mondnachtpoesie des großen Romantikers steht hier der Zauber des sonnigen Sommertags, dem Waldhorn das kräftige Jünglingsquartett, dem berückenderen Zauber Italiens oder altersgrauer Schlösser der schlichtere Reiz mitteldeutscher Landschaft der Gegenwart gegenüber. Das innere Leben darin aber ist bei beiden das gleiche, die Verklärung der freien, ungebundenen Wanderschaft, das Werden und Wachsen der zartesten Empfindungen zu mächtigem Gefühl, eine Verherrlichung reiner, unverdorbener Jugendlichkeit von prächtiger Stimmungsgewalt und Anschaulichkeit, ein jubelnder Ausbruch drängender Lebensfreude:

> O wunderschön ist Gottes Erde
> Und wert, darauf vergnügt zu sein.

Wenn nun aber auch „Vogel flieg aus" wie „Waldmeisters Brautfahrt" und manche andere Erzählung Roquettes in Prosa und Versen („Hans Haidekuckuck," ‚Herr Heinrich," „das Paradies" u. a. m.) in ungetrübter Glücksstimmung ernstere Konflikte kaum anklingen läßt, so wäre es doch sehr ungerecht, dem liebenswürdigen Poeten den Sinn und die Kraft für schwerere und tiefere Probleme absprechen zu wollen. Schon die Art wie die fröhliche Studentenwanderung in unserer kleinen Novelle doch einer feineren wenn nicht Entwicklung, so doch Entfaltung des Charakters der jungen Witwe dient, wie die Einsame in der Berührung mit dem Leben

wieder aufblüht und eine gesunde und schaffensfrohe Lebensweisheit das ganze Ferienstückchen unaufdringlich durchwaltet, bewährt uns den tiefer angelegten Geist, der innerlich zu erleben und darum auch andere innerlich zu bereichern fähig ist. Manch zarteres Problem hat Roquette so mit Takt und Feinheit aufgegriffen und besonders manche reizvolle Jünglings- und Mädchengestalt von herber und anmutiger Eigenart in ihren Freuden und Nöten, ihren Kämpfen und Wirren mit sicherstem Empfinden dargestellt. Nachdenklich führt er aber dabei auch die stete Pflicht der Selbstbeschränkung und Entsagung zu Gemüte, ohne Bitterkeit und ohne Leidenschaft, mit einer überlegenen liebevollen Eindringlichkeit, die durch eigenes Erleben errungen ist. In seiner gedankenreichsten und bedeutendsten Dichtung, die er am längsten mit sich herumgetragen, am reinsten ausgereift und abgeklärt hat, im „Gevatter Tod" spricht er ergreifend von dem ewigen Schicksal, das auch er schmerzlich an sich erfahren hat:

„Entbehrung unter vollen Garben,
Verlust, der als Gewinn erscheint,
Im Überfluß ein inneres Darben."

Aber er überwindet diese Bitternis mit sonniger Liebe, er weiß im „stillgewordenen Gemüte" selbst die ewigen Gesetze des Vergehens, des Todes als eine Erhöhung des Wertes des Daseins zu erkennen und lebt unerschütterlich des sicheren Glaubens:

„Es lebt der Mensch im Tode fort.
Was er gesät in Tat und Wort,
Es kommt zu neuer Hoffnungsblüte.
Und war's nur Lieb', und war's nur Güte,

Die er gewirkt in stillem Gang,
Es bleibt ein unverlorner Klang."

Aus solcher Weltanschauung zieht er die Kraft seines sieghaften Optimismus, der sich wohl einmal mit den Nachtseiten (z. B. in „Gothenwiek", „Peter Wegrichs Haus" u. a.), nie aber mit dem Schmutze modernen Lebens befassen mag, und der eben darum mit Vorliebe die Entwicklung einer unverdorbenen, gesund aufstrebenden Jugend darstellt. Das ist die tiefere Begründung seiner ewigen Jugendlichkeit, die seiner Dichtung dauernde Wirkung verbürgt.

Über seinen einfachen Lebensgang hat Roquette selber in einem schlichten, aber außerordentlich anziehenden Buche („Siebzig Jahre") erzählt, das uns nicht nur eine Fülle interessanter Mitteilungen, sondern vielfach auch den Schlüssel zu der Eigenart seines Wesens und seiner Dichtung bietet. Geboren am 19. April 1824 zu Krotoschin verlebte er abgesehen von vorübergehenden Schulmißständen eine sehr glückliche Jugend im gesellschaftlich lebhaften Hause der Eltern zu Gnesen und Bromberg und dann im ruhigen Pastorshause seiner Großeltern zu Frankfurt a. d. O. Als Student in Heidelberg, Berlin und Halle befriedigte er in ziemlich freier Wahl sein Bildungsbedürfnis, ohne sich eigentlich einer einzelnen Fachwissenschaft so recht zu verschreiben, und wurde endlich als Schüler von Robert Prutz nach mancherlei Schwierigkeiten Doktor der Philosophie auf Grund einer literarhistorischen Arbeit. In reichen und anregenden geselligen Beziehungen, vielfach in seinen poetischen Bestrebungen ermuntert und angespornt sammelte er neben der Arbeit an seinem Buche über den schlesischen Lyriker Christian Günther und später dem über Fried-

rich Preller und seinen Kreis, seine Kraft hauptsächlich auf seine Dichtungen, in denen er mit größter Gewissenhaftigkeit bemüht war „seine Kunst nach seinen Mitteln zu entwickeln.“ Trotz ihrer günstigen Aufnahme beim Publikum aber konnte er doch nicht darauf verzichten, allmählich eine sichere äußere Stellung anzustreben, besonders als er an die Gründung eines eigenen Hausstandes dachte, und erhielt endlich einen ihm sehr zusagenden Wirkungskreis als Lehrer an der Blochmannschen Erziehungsanstalt in Dresden. Allein schon nach drei Jahren riß ihn der Tod seines Vaters (1857), der ihn für längere Zeit zur Stütze seiner Mutter nach Bromberg rief, von dieser ihm lieb gewordenen Stätte, und nun begannen Jahre selbstloser Sorge für Mutter und Schwester, erfüllt von treuer Arbeit als freier Schriftsteller und Privatlehrer in Berlin mit all den schwankenden Erfolgen und Enttäuschungen einer unabhängigen, aber ungesicherten Existenz.[1] In dieser Zeit entstand außer einer Reihe Novellen und Dramen Roquettes deutsche Literaturgeschichte, die noch heute in ihrer klaren Sachlichkeit und Anschaulichkeit und ihrem geschmackvollen, fein abwägenden Urteil volle Beachtung verdient, und ihr vornehmlich verdankte er es, nachdem er schon in Berlin an Kriegs- und Gewerbe-Akademie eine gedeihliche Lehrtätigkeit begonnen hatte, daß er Ende 1868 endlich als Professor der Geschichte, Literatur und deutschen Sprache an die technische Hochschule nach Darmstadt berufen wurde. Hier hat er dann bis zu seinem Lebensende (gest. 20. März 1896) eine reiche und dankbar geschätzte Tätigkeit entfaltet, durch inneren Lehrberuf und echte Jugendlichkeit mit seinen Schülern

auch menschlich verbunden, wenn er auch entsprechend der Art der Anstalt, an der er wirkte, nicht Schule im Sinne der Fachwissenschaft machen konnte. Auch manche feine Gabe seiner Muse hat er hier noch ausgearbeitet, z. B. die Novellen „Große und kleine Leute in Alt-Weimar", und einzelne seiner wohlgefügten Dramen wie „Lanzelot," „Das Haus Eberhard", „Sebastian", „Der Feind im Hause" u. a. errangen sich jetzt wie teilweise schon früher erfolgreich den Weg auf die Bühne. Als Vortragsreisender konnte Roquette manchen freundlichen Eindruck mit heim nehmen; von seinen Liedern wurden und werden viele komponiert und gesungen, wenn man auch meist dabei ebenso wie bei Franz Liszts Oratorium von der heiligen Elisabeth an den Dichter wenig denkt. So konnte er sein Werk nach dem Maße seiner bescheidenen Wünsche als nicht umsonst getan und dauerhaft gesichert betrachten. Die Krönung des Lebens im eigenen Heim aber ist ihm versagt geblieben, und so dankbar er das verständnisvolle Walten der Schwester rühmte, die ihm treulich zur Seite stand, so tritt hierin doch schmerzlich die „Entbehrung unter vollen Garben" zu tage, die er mit seinem liebebedürftigen Herzen am tiefsten empfinden mußte. Was sie für ihn bedeutete, das offenbart ja seine Dichtung, die mit so viel Anmut immer wieder die gesunde Schönheit deutschen Familienlebens schildert, und je mehr wir uns darüber klar werden, um so liebenswerter erscheint uns der Mensch in seiner heiteren Resignation und seine Dichtung mit ihrer sonnig befreienden Kraft.

München im September 1907.

Erich Petzet.

(Hedwig an Klara.)

Nachschrift: — — Denn mit einer Nachschrift muß ich notwendig beginnen, wenn ich dir mein Tagebuch auf dieser merkwürdigen Reise schicken soll. Weiß ich doch, daß du Vorreden nicht leiden magst, und sie in den Büchern, die wir in unserer Mädchenzeit gemeinsam lasen, zu überschlagen pflegtest. Nun aber ist zum Eingang meiner haarsträubenden Abenteuerfahrt so vielerlei an Erklärungen nötig, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als dich hinterrücks zu überlisten. Den Ausgang der Geschichte weißt du, und das ist die Hauptsache; nun aber lies auch den Eingang, wie ich — nein, um vor Verwunderung die Hände zusammen zu schlagen, daß ich abscheuliche Abenteurerin nicht nur mit heiler Haut davongekommen, sondern sogar so viel unverdientes Glück empfangen konnte. Dein Mann, der in allen Dingen ein Muster der Ordnung ist, wird vermutlich den Kopf schütteln über diese Zeilen und mehr noch über die Irrfahrten deiner Freundin. Du mußt bei ihm meine Vermittlerin werden, bis ich selbst ein=

mal komme und mir seine Verzeihung erringe. Als ich noch ein übermütiges Mädchen war — du hattest es damals auch hinter den Ohren, liebe Klara, wenn du auch jetzt eine sehr gesetzte Professorsgattin und Hausfrau bist — damals hatte der gelehrte Herr oft genug über unsere Einfälle gelacht; und da ich jetzt wieder in der Stimmung und Lage bin, selbst zu lachen, so hoffe ich auch von deinem Gatten die Anerkennung wieder zu gewinnen, welche er sonst lachend in die Worte zu legen pflegte, „ich sei nicht gescheit!“ — Nein, meine alte Kläre, ich bin es wirklich nicht, um so mehr hat mich dein Brief beglückt, der als lange, ausführliche Antwort auf eine kurze, sehr unausgeführte Anzeige zu mir kam. Es war wirklich gar schön und lieb von dir, mir nach einer so langen Unterbrechung so ganz in dem herzlichen Ton unserer alten Freundschaft und zugleich so ausgiebig über deine Verhältnisse zu schreiben. Ach, wie kam es doch, daß ich dir ganze drei Jahre keine Nachricht von mir zu geben wußte? Es waren so trübe Jahre! Ich hatte an aller Lebensfreude verzweifelt und hatte mit dem Leben doch genug zu tun.

Du weißt, wie lieb ich meinen Gatten hatte, obgleich man mir vielfach verargte, daß ich einen Mann heiratete, der um fast dreißig Jahre älter war als ich — du weißt, daß ich mit ihm glücklich war, du weißt, wie schmerzlich ich seinen Verlust empfand, als er schon nach dem ersten Jahre unserer Ehe starb. Ich war Witwe

mit dreiundzwanzig Jahren und wußte in meiner Ratlosigkeit nicht aus noch ein bei den unangenehmen Verhältnissen, die mich nun überstürzten. Mein Mann hatte mich zu seiner Universalerbin eingesetzt, ohne dadurch jemand zu beeinträchtigen. Nun aber traten entfernte Verwandte auf und fochten das Testament an; ich hatte mit den Gerichten zu tun, ich sollte Auskunft geben über Dinge, von welchen ich in meinem Leben nichts gehört hatte. Ich ging in mein elterliches Haus zurück und fand Zuflucht, Rat und Hilfe bei meinem guten Vater. Ach, leider nur kurze Zeit! Noch während des Prozesses hatte ich auch seinen Tod zu beklagen und kein Jahr darauf meine teure Mutter zu begraben! So folgte ein schmerzlicher Verlust dem anderen. Und nun stand ich, die sich selbst nicht zu helfen wußte — denn ich bin leider keine tatkräftige und umsichtige Natur — nun stand ich als einzige Stütze meines sechzehnjährigen Bruders da, der verwaist, ohne anderen Lebensanhalt, noch der Erziehung und Weiterbildung bedurfte. Laß mich über diese schrecklichen Zeiten schnell hinweggehen. Ich war es zufrieden, daß meines Bruder Vormund über Martin entschied und ihn in eine Pension gab; ich begrüßte es als einen Glücksfall, daß ein Verwandter meiner Mutter — er stand mir bis dahin ziemlich fern, ich kannte ihn kaum — mir sein Haus und seine Einsamkeit auf dem Lande anbot. Ich übereilte fast meine Flucht aus der geräuschvollen Stadt, ich wollte Ruhe, ich hieß

das entfernte Asyl willkommen. Ruhe und Einsamkeit, beides fand ich, wie man es mir versprochen. Der Onkel, ein alter Herr, von manchen Leiden geplagt, liebt die Zurückgezogenheit und Stille; die Tante, durch ihre Kränklichkeit vollends an das Zimmer gebannt und vom Verkehr ausgeschlossen, kann nur in einer sorgsam geregelten und behüteten Lebensweise ihr Dasein erträglich machen. Man verlangte weder Geschäfte des Hauses von mir, noch Krankenpflege, für beides war vollauf gesorgt. Ich durfte ausruhen, mir selbst und meinem schmerzlichen Hinbrüten leben, durfte Stille und Vereinsamung genießen, wie die beiden kränklichen alten Leute. Mir war es recht, ich hatte eher Furcht als Sehnsucht nach einer Berührung mit der Welt. Zwar fehlte es nicht an brieflichen Zeichen der Teilnahme. Ich konnte sie kaum notdürftig entgegnen, mußte vielen als undankbar, den meisten als verschollen gelten.

Als mit der Zeit der Drang nach Beschäftigung mich überkam, suchte ich mich im Hauswesen etwas umzutun. Das sollte nicht sein, dafür hatte man wirtschaftliche Hände genug. Der Onkel ließ das alte Klavier stimmen, welches einst auch einmal neu und, wie er sagte, sehr gut gewesen sein sollte. Aber wo war bei mir die Lust zum Singen geblieben? Sogar die Stimme schien verloren gegangen. Übrigens hatte die arme Tante schon nervöse Schmerzen bekommen, als sie den Klavierstimmer in dem entfernten Saale walten hörte: für die

Musik war also hier kein Boden. So bot ich meine Dienste als Vorleserin an und fand wenigstens bei dem Onkel ein immer geneigtes Ohr. Die Tante freilich konnte auch das Vorlesenhören nicht ertragen. Wir lasen gemeinsam nur ganz alte moralische Bücher, Romane von Hermes, Lafontaine, Spieß — guter Gott, was stehen in diesen moralischen Romanen für unmoralische Geschichten! Soviel unanständige Dinge hatte ich nie kennen gelernt, bis ich an diese tugendhaften Werke aus der „guten alten Zeit" gelangte. Der Onkel aber schien trotz all seiner Würde und Vornehmheit doch recht erbaut davon, und ich wußte mir bald nicht anders zu helfen, um von dieser Literatur wieder los zu kommen, als daß ich erklärte, das Vorlesen griffe mich an. Da wurde dem schleunigst ein Ende gemacht, denn alles, was „angriff," galt in diesem Hause als Gegenstand eingehendster Besorgnis. Man lebte ganz der Beobachtung und Obhut des Körpers. Der Arzt kam die Woche ein paarmal, allein man dokterte auf eigene Hand so viel an sich herum, daß er nur wenig Notiz nahm von all den Klagen und Fragen und mir einmal lachend sagte, die beiden Alten machten, bei ihrer Leidenschaft für Quacksalbereien, sich selbst allerlei Übel zurecht, um möglichst viel Apothekerwaren verbrauchen zu können. So ging das Uhrwerk der Zeit, wohl aufgezogen, in wandellosem Gleichmaß hin, und aus den Tagen wurden Jahre. Jedes Glück, jeder Anspruch an das Leben schien für mich ver-

loren. Was galt es mir noch, daß die Gerichte für mich entschieden, mir das Erbteil meines verstorbenen Gatten ungeschmälert zusprachen, daß ich somit in eine mehr als gesicherte, ja wieder glänzende Lage gesetzt wurde? Was sollte ich mit Geld und Gut? Allein und auf meine eigene Hand hinausgehen in die Welt? Ich war eingeschüchtert vom Leben, in mich selbst zurückgescheucht, ich verlangte nichts, ich hoffte nichts mehr. Nur mein Brüderchen lag mir noch am Herzen, und die Sorge für ihn gab mir in der Entfernung Pflichten und die Aussicht, für die Zukunft seinem Leben vielleicht noch etwas sein zu können. Der Briefwechsel mit Martin war der einzige Verkehr, den ich mit der Außenwelt aufrecht hielt. Ich freute mich seiner Entwickelung, des guten Fortgangs seiner Schulstudien, und da ich ihn nicht zu meinen Alten einladen konnte, versprach ich ihm auf seinen Wunsch gern eine gemeinschaftliche Reise, um einmal gut geschwisterlich mit ihm zusammen zu sein. Inzwischen verging auch über dies Versprechen die Zeit, und ich dachte nicht, daß er noch daran festhalte.

Nun hatte Martin zu Ostern eine Akademie bezogen, und der lustige Bruder schrieb ganz andere Briefe als zuvor. Jeder derselben überraschte mich von neuem, ja ich erschrak zuweilen sogar vor dem ungebundenen und bunten Jugendleben, wovon sie erzählten. Die Weltentfremdung, in der ich lebte, stand im äußersten Gegensatz dazu, ich zweifelte, ob ich meinem Brüderchen, bei seiner

so selbständigen Natur, noch etwas würde sein können. Da schrieb er mir im Juli, er mahne mich an mein Versprechen, mit ihm eine Reise zu machen. In den großen Ferien sollten wir in N. zusammentreffen, ich möchte mich gerüstet halten. Ich besprach es mit dem Onkel. Er sagte weder Ja noch Nein, schien jedoch meine Bedenken zu teilen, ob Martin und ich passende Reisegefährten zueinander seien. Alles in allem mochte er auch nichts dagegen haben, daß Bruder und Schwester sich einmal wiedersähen. Es sollte in Überlegung genommen werden. Man war im Hause langsam im Überlegen und Rüsten auf Dinge, die außerhalb der Gesundheitspflege und Tagesordnung lagen, und so wurde die Sache auf die lange Bank geschoben.

Drei Wochen darauf schreibt mir Martin ganz kurz, er habe sich anders entschlossen, er werde mich persönlich abholen und in einigen Tagen im Hause des Onkels eintreffen. Ich erschrak. Denn ich wußte, daß es in diesem Hause, so geräumig und wohlhabend es ist, für das Geringste doch der umfassendsten Vorbereitungen — natürlich mehr in der Einbildung — bedurfte, ich wußte, daß die bloße Aussicht auf einen Besuch der armen Tante schlaflose Nächte bereiten würde. Was sollte erst werden, wenn der Herr Student „einsprang" — wie er sich in seiner Anmeldung ausdrückte! — Der Onkel lächelte, als er den Brief las, gab aber Befehl, ein Fremdenzimmer auf dem entgegengesetzten Flügel bereit

zu halten. Der Tante, die in diesen Tagen besonders leidend war, sollte vorerst davon nichts mitgeteilt werden. Zwischen Martins Ankunft und Abreise werde ja keine lange Zeit liegen, da es dem jungen Mann unmöglich im Hause behagen könne, und vielleicht brächte man die Tante durch ein Verschweigen über alle diese Aufregungen hinaus. Mir ward doch nicht wohl dabei und, wie es schien, dem guten Onkel auch nicht.

Wenige Tage darauf sitze ich in meinem Zimmer und häkle an einem Fußkissen für die Tante, als der Bediente mit verstörtem Gesicht die Meldung bringt, es ständen vier junge Leute vor der Tür. Einer davon gebe sich für meinen Bruder aus.

„Vier?" rufe ich mit Entsetzen. „Wo kommen denn die drei andern her?"

„Na, von weit genug scheinen sie herzukommen und sogar zu Fuß!" meint Christian. „Sie tragen Ränzel und sehen über und über bestaubt aus."

Ich fliege die Treppe hinunter und liege in den Armen meines Brüderchens. Aber was war aus ihm geworden! Ein schöner stattlicher Jüngling, welchem Leben und Übermut kräftig und frisch aus dem Gesichte sprach — ich war bei aller Freude ganz verdutzt, verlegen und mochte bei dem Anblick der sechs Augen die noch außer den seinen mich musterten, ganz verstört und dumm ausgesehen haben. Martin stellte mir seine drei akademischen Freunde und zwar gleich als „unsere

Reisegefährten" vor. „Du bist doch gut zu Fuß?" fuhr er fort, „und hast dir tüchtiges Schuhwerk mit Randsohlen machen lassen? Von einem großen Koffer mit Kleidern laß dir nur nichts einfallen, Hedchen. Wir wollen tüchtig marschieren, und du nimmst auch nur ein Ränzel mit. Du sollst sehen, wir haben große Dinge mit dir vor!"

Das waren ja schöne Aussichten! Nein, ich hatte weder Randsohlen noch ein Ränzel, ich wußte auch nicht, ob ich gut zu Fuße sei und sah vermutlich nur noch dümmer aus als zuvor. — „Vor allen Dingen, kleine Schwester," redete Martin unbefangen weiter, „schaff' uns was zu essen und vor allem zu trinken, denn wir hungern und dursten zum Umkommen. Auf dem ganzen langen Wege hierher war nicht eine einzige Kneipe! Mein Himmel, in was für einer Gegend lebt ihr hier!"

Mit pochendem Herzen gab ich dem Diener, der mit der Miene des Erstaunens in der Tür stand, den Auftrag, rasch einen Imbiß zu besorgen und dem Onkel den Besuch zu melden. Dann war ich ungastlich genug, die Gesellschaft nicht schon in das Haus, sondern zu einer Laube im Garten zu laden, die sich weit genug von dem Flügel der Tante befand. Meine Gedanken wurden ganz wirr, ich machte die Wirtin auf die schlechteste Art. Ich wußte, daß man in der Küche, Speisekammer und im Keller die Hände über dem Kopf zusammenschlagen werde über dieses unerhörte Ereignis und meinen Be-

fehl; ich wußte, daß der Onkel nun erst Toilette machen würde — denn er hielt etwas auf Repräsentation — und daß diese Toilette sehr lange dauern würde, da es nicht geringer Vorbereitungen dazu bedurfte. Die Verängstigung des Hauses in unvorhergesehenen Dingen war schon so weit auf mich übergegangen, daß ich am ganzen Leibe zitterte — und nun gar bei dem Gedanken, die Tante könnte Nachricht erhalten von dem Chaos, dem das Hauswesen entgegen ging! Überdies machte es mich befangen, daß ich nun nicht mit Martin allein sein, sondern noch drei recht keck aussehende Herren unterhalten sollte. Indessen nahm man mir die Kosten der Unterhaltung bald ab. Martin erzählte, von den anderen sekundiert, daß er die weite Reise nach den Alpen aufgegeben habe, weil nicht genug „Moneten in Bänken," und daß man sich für eine kleine Wanderschaft auf einige Wochen durch das benachbarte Gebirge entschieden habe. Daß ich darauf nicht vorbereitet sei, sollte durchaus nicht gelten. Ich hätte die Mitreise einmal versprochen und müßte nun mit. Seine Kameraden wüßten bereits, was ich für ein „prächtiges Frauenzimmer" sei — (ich glaube, ich errötete vor dieser Studentenschmeichelei!) — und der Hauptspaß sei für sie gerade, daß ich die Reise mitmachte. Der junge Mensch sprach mit solcher Entschiedenheit, daß ich mich mit Gegengründen kaum noch zu drehen und zu winden wußte.

Christian kam mir für den Augenblick zu Hilfe mit

der Meldung, daß im Saal serviert sei. — „Im Saal?“ fragte ich kleinlaut. — Der Herr Hofmarschall habe es so befohlen, erklärte Christian, und werde in kurzer Zeit aufwarten. Die Herrschaften möchten sich inzwischen nicht stören lassen.

So zogen wir denn nach dem Saal hinauf, in dessen angenehmer Kühle eine, zu meiner eigenen Überraschung sehr reichliche und ansprechende Mahlzeit geordnet war. Man hatte auch den Keller nicht geschont. „Donnerwetter, hier geht's vornehm her! Famos!“ rief Martin, indem er sich die Hände rieb und schnell Platz nahm, während die anderen durch heitere Mienen die gleiche Ansicht und Befriedigung aussprachen. „Nein, Hedchen, du mußt präsidieren!“ fuhr er fort. „Ach so — da sitzt nachher der Alte! Na, dann hierher!“ Martin machte den Wirt, ich war ganz verblüfft — schenkte ein, hielt den Diener in Bewegung, nötigte zum Zulangen und Austrinken (was gar nicht nötig war) und nahm sich, bei dem besten eigenen Appetit, seiner Gefährten in der gastfreiesten Weise an. Ein paar Gläser Wein machten die Gäste schnell munter, besonders den kleinsten, welcher mit dem Namen Stips angeredet wurde, und das Gespräch wurde zu meiner nicht geringen Angst lauter und lauter. Ich erfuhr, daß die jungen Leute, sämtlich stimmbegabt, auf Quartettgesang eingeübt waren. Der langaufgeschossene Blonde da, der etwas blaß aussah, aber darum doch recht guten Appetit gezeigt hatte, war der erste

Tenor, und jener schlanke junge Mann mit dem feinen Gesicht und schwärzlichen Bartanflug, der wenig sprach, aber oft verlegen lächelte, sollte der tiefe Baß sein, der eigentliche Stolz der Gesellschaft. Martin, als Bariton, und Stips, als zweiter Tenor, erklärten sich als die Mittelstimmen. „Wißt ihr," rief Martin, „wir singen ihr gleich etwas vor, oder wir empfangen den Onkel bei seinem Eintritt — ja, ja: „Wer hat dich, du schöner Wald —"

Guter Gott! Was stand in Aussicht! Wenn hier in der Kirchenstille des Hauses plötzlich ein Männerquartett loslegte — die Tante mußte ja vor Schreck in Krämpfe verfallen!

„Ach, da ist ja auch ein Klavier!" fuhr Martin fort. „Stips, gib doch einmal den Ton an!"

Der Angeredete eilte nach dem Instrument. Ich aber war wie der Wind hinter Stips her und entriß ihm den Deckel. „Es ist verstimmt — entsetzlich verstimmt!" rief ich.

„O, ich kann stimmen, ich bin aus einer Musikantenfamilie!" warf der Kleine ein.

Das fehlte noch! — Aber da kam Rettung. Der Onkel trat ein. Er erschien in aller Würde und Vornehmheit, aber recht freundlich und angenehm, hieß seine Gäste willkommen, und entschuldigte sich über sein langes Ausbleiben. Das tat nun Martin nicht in betreff seines Überfalls mit drei Mann, sondern eilte unbefangen auf

den alten Herrn, den er kaum kannte, zu, um ihn als Onkel zu begrüßen. Ich hatte in diesem nun eine Hilfe und wurde schon mehr beruhigt und mutiger.

„Ich hoffe, es hat hier an nichts gefehlt,“ sagte der Hausherr, und als er die Ebbe in den Weinflaschen sah, gab er dem Diener einen Wink und nahm an der Tafel Platz. Der Onkel trank zwar keinen Wein, schenkte aber selbst aus den frischen Flaschen ein, und die Unterhaltung nahm unter Vorsitz des imponierenden alten Herrn mit dem silberweißen Haar jetzt einen gemesseneren Gang.

Man kam bald auf das Hauptthema, meinen Anschluß an die Reise der jungen Leute. Ich erklärte, daß ich in der Tat nicht gerüstet sei, sofort mitzureisen, am allerwenigsten zu einer Wanderschaft mit Ränzel und Randsohlen.

„Nun, wir wollen es überlegen!“ sagte der Onkel.

„Ja, aber das Überlegen müßte schnell gehen!“ so ließ sich plötzlich das mit dem Namen Stips angeredete Individuum vernehmen, dessen spitze Nase bereits etwas gerötet war. „Wir können Ihnen doch hier nicht lange zur Last liegen, Herr Hofmarschall! Es ist zwar wunderhübsch hier, aber alles hat seine Grenze — na, und wir sind auch nicht gerade so bestellt, in unserem Aufzuge Ihrem Hause Ehre zu machen.“

Der Onkel lächelte. „Nun, nun, meine Herren! Bis morgen früh wird man uns doch Zeit lassen? Wir

wollen dann sehen. Inzwischen dürfen Sie es sich bei mir schon gefallen lassen. Lieber Martin — du tätest wohl, mit deinen Freunden hier über Nacht zu bleiben. Es ist ohnehin sechs Uhr, der Abend nicht mehr weit. Morgen früh steht dann der Gesellschaft mein Wagen für die erste Tour, bis an den Fuß der Berge, zu Diensten."

Ich traute meinem Gehör nicht. Der Onkel wollte die laute Gesellschaft über Nacht im Hause behalten! Die Gastlichkeit des Hauses sollte siegen über die notwendigen Ruhebedürfnisse der Bewohner? Aber sein Vorschlag wurde angenommen. Man kam wieder auf den Quartettgesang zu sprechen, und die Gäste zeigten die größte Lust, die Bewirtung ihres Gastfreundes durch eine Leistung zu entgegnen. „Das geht nun freilich, wegen der Krankheit der Hausfrau, in diesem Raume nicht, aber vielleicht heut' abend — wir überlegen das wohl. Ich hoffe Sie noch zu hören!"

Damit hob er die Tafel auf, ließ Zigarren reichen und stellte den jungen Herren anheim, sich ein wenig den Park zu betrachten. Der Sekretär des Hausherrn, ein wohlgebildeter Mann, der ganz zur Haus- und Tischgenossenschaft des Onkels gehörte, kam, um seine Gesellschaft anzubieten. Sie wurde angenommen, während ich mich mit dem Onkel zurückzog, um zu „überlegen." Das dauerte lange. Ich kam zu dem Entschlusse, die Reise aufzugeben. Der alte Herr wiegte den Kopf hin und her. „Es ist freilich keine Reisegesellschaft für Sie,

liebes Kind, allein der Bruder ist denn doch dabei — der Martin ist wirklich ein recht angenehmer junger Mann, scheint auch Charakter zu haben. Wir wollen doch noch einmal mit meiner Frau sprechen. Bedenken Sie inzwischen, was Sie an nötigem Gepäck mitnehmen müssen — ich würde Ihnen doch recht sehr gönnen, einmal wieder eine andere Luft als die unseres Hauses zu atmen."

Ich war gerührt und ging in mein Zimmer, um dem Rate des Onkels zu folgen. Bald erschien die Jungfer, um mich zur Tante zu rufen.

Ich fand sie in ihrem dicht verhängten Zimmer im Lehnstuhl. „Was muß ich hören, liebe Hedwig," begann sie mit leidender Stimme — „ich bin in furchtbarer Aufregung! — Sie wollen wirklich reisen? Mein Gott, und das Haus voll von Besuch — ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! War denn für ein Diner so unvorgesehener Art auch alles bereit? Vier junge Leute auf einmal — ach, Kind, ich kann Ihren Bruder nicht empfangen, es würde mich zu sehr angreifen. Betty" — so wendete sie sich zur Kammerjungfer — „etwas Magnesia! Ich fliege vor Aufregung!"

„Ach, gnädige Frau!" bat das Mädchen — „das wäre nun schon zum viertenmal Magnesia, seit der Besuch da ist, und Sie haben befohlen, daß ich Ihnen niemals mehr als dreimal hintereinander Magnesia —"

„Um Gottes willen — du hast recht, liebe Betty!

Aber gib mir von den Tropfen da — oder wäre nicht vielleicht die weiße Mixtur vorzuziehen?"

Betty entschied für Tropfen, sie kannte die Zustände ihrer Herrin.

„Aber, was wollte ich sagen —" fuhr diese fort. „Sie haben die Absicht, mit Ihrem Bruder zu reisen, liebe Hedwig? Wenn es nur nicht so plötzlich wäre! Dazu sind doch Vorbereitungen nötig. Schlimmstenfalls könnten Sie mein Reisenecessaire mitnehmen, es ist alles darin, sogar ein Apotheke." (Ich kannte das Möbel; es war wie ein Schrank und bedurfte eigentlich eines besonderen Wagens, um fortgeschafft zu werden, sonst war es wirklich für alle Fälle sehr bequem, denn die Gerätschaften seines Inhalts setzten mehr Bedürfnisse voraus, als ich hatte, oder mir ganz deutlich machen konnte.) „Freilich, ich gönnte Ihnen gern einen Ausflug, liebe Hedwig," fuhr die Tante fort — „es ist so einsam für Sie im Hause, Sie haben hier gar nichts, woran ein junges Herz sich freuen kann! Der Martin soll ein vortrefflicher junger Mann sein, so sagte mir mein Mann — ach Himmel — hören Sie? — Gott, was ist das?" —

Ich glaubte, die Erde müsse mich verschlingen. Denn aus der Entfernung des Gartens her erscholl Männergesang von wohlgeübten Stimmen — ach, unsere Gäste, an deren Besuch ich allein schuld war, hatten ihrem Drange doch nicht widerstehen können! An der plötzlichen Erstarrung der Tante, ihren weit aufgerissenen

Augen, erkannte ich, jetzt mußten Nervenkrämpfe eintreten. Schüchtern und kleinlaut erklärte ich ihr den Zusammenhang. Aber zu meiner und Bettys Überraschung milderten sich plötzlich die erstarrten Züge der Leidenden, mit der Hand winkend, begann sie: „Männergesang? — Still, still! — Wie lange habe ich das nicht gehört! O — das klingt sehr angenehm — so aus der Entfernung — — Ach, Betty, öffne doch das Fenster!“

„Um Gottes willen, gnädige Frau —!“ bat die Zofe. „Es wird Sie zu sehr angreifen — es ist ja unmöglich —!“

„Nein, nein — es klingt mir beruhigend. Ich will, daß du das Fenster öffnest!“

Betty rang die Hände, mußte aber dem Befehl nachkommen. Sogleich aber sonderte sie aus dem Vorrat von Arzneien einige Schächtelchen und Fläschchen zu einer Gruppe aus, in der Voraussicht, daß eins derselben jetzt nötig werden würde.

Die Tante aber saß still zurückgelehnt im Lehnstuhl und schloß die Augen. Ein Lächeln ging durch ihr Gesicht, es war, als ob sie die vollen Harmonien, welche gedämpft durch die Luft strömten, wie ein Labsal einsauge. Ich saß still vor ihr und hörte dem Gesange zu, der wirklich sehr schön von den jugendlichen Stimmen erklang. Er hatte für mich etwas unsagbar Rührendes. So lange hatte ich, die früher so viel gesungen, keine Musik gehört, daß ich tief ergriffen dasaß und fühlte, wie meine Augen feucht wurden.

Da schlich sich Betty an die Tante, beugte sich über sie, legte dann den Finger auf den Mund und machte mir ein Zeichen, daß ihre Herrin eingeschlafen sei. Auf leisen Sohlen huschte ich aus dem Zimmer.

Christian begegnete mir und bat mich im Auftrage des Onkels, meine Augen einmal über die Einrichtungen zu werfen, die er auf dem linken Flügel zur Aufnahme der Gäste angeordnet hatte. — Was mußte ich erblicken! In einen kleinen Saal, an welchen sich rechts und links ein Schlafzimmer schloß, war bereits das alte Klavier getragen worden, nebst allem, was sich an Musikalien in der Bibliothek befand: Mozartsche Opern, Oratorien von Haydn und Händel. Dazu stand der Tisch bereits wieder zum Souper gerüstet, und Christian deutete mit schweigendem Befremden auf die Batterie von Weinflaschen, die er aus dem Keller hatte herauftragen müssen. „Seit fünfzehn Jahren nicht!" flüsterte er — „Und lauter gute Sorten!"

Ich ging in mein Zimmer zurück und fing wieder an zu „überlegen." Der Onkel, sogar die Tante, hatten mir eher zu- als abgeraten, und doch war ich unentschlossen, konnte mich nicht zur Reise verstehen. Da pochte es an die Tür und — Martin trat herein. O, das war schön von meinem Brüderchen! Nun konnten wir doch unter vier Augen reden, und ich freute mich seiner von Herzen. Er ist, trotz seiner Jugend, so männlich sicher, so braven Charakters, daß ich mit einer gewissen Genug-

tuung mich seinem Einfluß hingab, sogar seinem Willen fast unterwarf. Er wollte sogar all' mein Schuhwerk, meine Garderobe mustern, um das geeignetste für die Wanderschaft auszufinden. Er machte mir Vorwürfe über meine stets schwarze Kleidung und schalt mich, daß ich mich auf die Reise nicht ordentlich vorgesehen. Aber von einem Zurückbleiben sollte darum doch nicht die Rede sein, die Ausstattung zur Fußwanderung werde sich in der nächsten Stadt ermöglichen lassen. „Hedwig!" schloß er, „ich tue ein gutes Werk, wenn ich dich aus diesen ungesunden Verhältnissen herausreiße. Du warst sonst heiter und lebensfroh, hier aber haben sie dich untergeduckt und zu einer ganz philiströsen Person gemacht. Sie mögen es gut meinen, aber unter dieser Schwerfälligkeit gehst du zugrunde. Das dulde ich nicht länger. Du mußt heraus, ich habe es seit langem beschlossen, denn deine Briefe sagten mir, daß du hier nicht an deinem Platz bist. Du sollst wieder in die Welt!"

„Ach, mein Martinchen!" seufzte ich. „Was soll ich da? Oder meinst du, daß es für dich gut wäre, wenn ich zu dir zöge?"

Martin lachte und streichelte meine Hand. „Nein, Hedchen! Auf meiner ‚Bude' kannst du nicht wohnen und ich nicht auf deiner. Das würde uns sehr genieren. Aber ich sehe, daß du vom hellen lichten Tage nichts weißt, und ebensowenig — oder vergessen hast, wie es in der Welt zugeht. Das soll dir wieder klar werden,

und du wirst noch Geschmack daran finden. Auf unserer Wanderschaft besprechen wir das Weitere. Morgen früh mußt du mit. Ich lasse dich nicht hier!"

Ich wendete ein, ob seine Gefährten auch die gehörige Rücksicht nehmen, ob nicht Ärgerlichkeiten entstehen, ob sie auch in Reden und Handeln bedenken würden, daß sich eine Dame in ihrer Gesellschaft befinde?

„Aber das hängt ja ganz von dir ab!" rief Martin dazwischen. „Du bist die Hauptperson, du darfst die Zügel der Regierung in die Hand nehmen. Auf den Ton, welchen du anschlägst, werden sie einstimmen. Und was denkst du? Werde ich mir denn rohe Kerls zu Gefährten einladen, wenn ich mit dir reisen soll? Ich kenne sie, sie sind meine Freunde. Wenn du uns nur ein bißchen frei gewähren lässest — ganz zahme Musterknaben sind wir freilich nicht — so kannst du darauf rechnen, daß wir uns fügsam erweisen. Und jetzt mach ein freundliches Gesicht, und sei vernünftig! Morgen geht's in die Welt!"

Die Lektion wurde unterbrochen, da der Onkel uns nach dem kleinen Salon auf dem linken Flügel rufen ließ. Hier saß Stips bereits am Klavier und spielte dem Hausherrn eine alte Sonate vor, die dieser mit durchaus konzertmäßigem Anstand und Ernst, steif und gerade auf seinem Sessel, anhörte. Stips spielte gut und fertig, alles frisch vom Blatte weg. Der Onkel

verneigte sich dankend und reichte dem Kleinen achtungsvoll die Hand.

Der Abendmahlzeit, welche der Hausherr teilte, wurde trotz des späten Diners ohne Zurückhaltung zugesprochen, hauptsächlich aber der flüssigere Teil derselben, zu Christians Befremden, in Anspruch genommen. Dann ging es an das Quartettsingen. Mehrere Stücke wurden hübsch und rund, dabei auswendig, vorgetragen. Sie klangen gut, auch war die Auswahl zu loben. Der zweite Baß hatte eine tüchtige Stimme, auch der erste Tenor gehörte nicht zu den gewöhnlichen Nothelfern. Dann ging es an das Piano, denn das Vorhandensein so vieler Klavierauszüge lockte zum Sologesang. So verstieg sich der Tenor denn zu Taminos Bildnis-Arie, der Baß zu den „Heiligen Hallen," und endlich traten beide mit Martin zusammen, um das erste Terzett der Männer aus dem Don Juan zu singen — so gut es sich machen wollte — alles unter Stipsens Leitung und Begleitung. Dazwischen wurden die Gläser fleißig geleert, die Zigarren qualmten, man lachte und scherzte, das Vergnügtsein steigerte sich.

Der Onkel saß lächelnd im Sessel und lehnte sich behaglich zurück. Die Gäste fühlten sich schon nicht mehr durch den Hofmarschall geniert, und dieser wollte ihrer Munterkeit freien Lauf lassen. Da winkte der Onkel dem Diener, ließ sich ein Glas Wein einschenken und Licht zu einer Zigarre reichen. Christian erstarrte und

hielt alle zehn Finger gespreizt, als müsse er für einen Unfall sogleich zum Festhalten bereit sein. Ich schob mich an des Hausherrn Seite: „Lieber Onkel," rief ich leise, „was tun Sie? Das ist ja außerordentlich —!"

„Lassen Sie nur!" entgegnete er, indem er das Glas an die Lippen setzte. „Ich habe seit langem keinen so angenehmen Abend gehabt und glaube mir etwas zumuten zu können." Gleich darauf applaudierte er den Sängern lebhaft, sagte ihnen Angenehmes und zündete seine Zigarre wieder an, was er wohl noch zwanzigmal vornehmen mußte.

„Jetzt, Hedwig, bist du daran!" rief Martin. „Komm, komm, laß dich nicht nötigen! Wofür hast du deine gute Stimme?"

Die ganze Gesellschaft fiel mit lächerlicher Hast über mich her, und Stips schrie, es sei unverantwortlich, daß Martin ihnen nicht früher von meiner Gesangsfähigkeit gesagt habe. Selbst der Onkel begann: „Wenn es Sie nicht zu sehr angriffe, liebes Kind, oder wenn Sie die Stimmung dazu hätten, wäre es wirklich recht schön — ich habe Sie noch niemals singen hören!"

Ich gestehe gern, daß ich bereits seit einer Weile den Drang fühlte, auch bei der Musik mitzutun, und so ließ ich mich nicht nötigen und schlug die „Schöpfung" auf. Stips war begeistert über die Wahl und sprang auf seinen Sitz. Ich begann, und als ich fühlte, daß mir die Töne noch in alter Fülle quollen, kam eine

Freude über mich, ein unaussprechliches Gefühl, als schlössen sich mir die Tore des Lebens noch einmal auf. Das muß wohl aus meinem Gesang hervorgeklungen haben, denn als ich endete, fiel Martin mir um den Hals, und der Hofmarschall hatte sich erhoben, um — mir die Hand zu küssen! Stips schrie bravo aus Leibeskräften, Baß und Tenor klatschten in die Hände, daß mir die Ohren gellten. Ich war gerührt und mußte zugleich lachen. Nun aber gab es keine Schranke mehr, ich wurde förmlich an das Klavier geschmiedet, und es war mir eine Wonne, gefällig zu sein.

Ich habe vergessen, zu berichten, daß schon bald nach dem Beginn unseres Konzertes die Tante herübergeschickt hatte, mit der Bitte, die Fenster zu öffnen, damit auch zu ihr etwas von der Musik dringe. Das war uns sehr angenehm, denn der warme Augustabend, dazu der Zigarrendampf, hätten uns im geschlossenen Raume umkommen gemacht. Jetzt kam wieder ein Bote, der mich persönlich zur Tante rief. Als ich den Salon verließ, prallte es von allen Seiten zurück, denn die ganze Hausgenossenschaft hatte sich auf dem Korridor versammelt, um sich an den ganz unerhörten Genüssen die heute geboten wurden, zu beteiligen.

Ich fand auch die Tante bei offenem Fenster in ihrem Lehnstuhl. „Mein liebes Kind," rief sie mir mit klarerer Stimme als sonst entgegen — „Sie haben gesungen! O wie freut mich das! Und wie angenehm

klingt es! Denken Sie nur, die jungen Leute haben mich heute nachmittag förmlich eingesungen, so daß ich einige Stunden sehr gut geschlafen habe. Ich fühle mich schon kräftiger. Und der Martin singt auch — o der liebe junge Mann! Wie schade, daß ich nicht drüben bei der Gesellschaft sein kann! Aber so in der Nähe würde mich die Musik doch zu sehr angreifen, und der Gedanke, daß vier junge Leute im Hause aufgenommen werden sollen, beunruhigt mich schon genug. Mein Gott, ist denn auch alles in Ordnung? Die Schlafstuben —"

„Gnädige Frau, ein paar Tropfen Valeriana —" rief Betty, indem sie mit einem Flakon herbeisprang.

„Nein, nein! Laß nur! — Liebe Hedwig, Sie sollten dennoch morgen mitreisen! Der Bruder ist ja von der Partie. Ei was, Kindchen — seien wir einmal ganz leichtsinnig! Wer so jung ist wie Sie, dem gönnt man die Freiheit, und so sage ich denn getrost: ‚Vogel flieg aus!' Sie versprechen es mir, nicht wahr?"

Ich dankte der guten Tante von Herzen und gestehe, daß mir, seit ich wieder gesungen hatte, die Flügel gwachsen waren und ich schon einige Lust spürte, in die Welt zu fliegen.

„Noch eins, Kindchen!" fuhr die Tante fort. „Tut mir doch den Gefallen drüben und singt meine beiden Lieblingsduette — aber lacht mich nicht aus über die Wahl! Singt mir: ‚Bei Männern, welche Liebe fühlen'

und ‚Reich mir die Hand, mein Leben!‘ Und zwar soll der Martin mit dir singen. Weißt du auch warum? Diese beiden Stücke sangen deine Eltern zusammen, als sie noch jung und noch nicht verlobt waren. Es wurde damals deiner Mutter recht schwer gemacht, deinen Vater zu heiraten, da er von bürgerlicher Herkunft — — aber um Gottes willen, wie komme ich denn auf diese alten Geschichten? Das hat mir alles die Musik wieder in Erinnerung gebracht — ach, Betty, so geh mir doch mit den Tropfen weg! Ich fühle mich wohler als je. — Aber nicht wahr, Kinder, ihr singt mir die beiden Duos?“

Ich versprach es gern und drückte einen Kuß auf die magere Hand der alten Dame.

„Und die Reise versteht sich ganz von selbst!“ fuhr sie fort. „Wir verabschieden uns gleich jetzt, da ich Sie nicht länger von der Musik zurückhalten will und ich nicht weiß, ob ich morgen so früh Sie werde empfangen können. Also nochmals: ‚Vogel flieg aus!‘“

Ich sagte ihr Gute Nacht und Lebewohl und wandte mich zur Tür.

„Ach, liebe Hedwig,“ rief sie mir nach, „wollen Sie nicht dennoch mein Reisenecessaire mitnehmen? Ich brauche es gar nicht —“

Ich dankte, lehnte dringend ab und eilte hinüber.

„Nun?“ fragte der Onkel. „Was sagt die Tante?“

„Sie hat mir einen sehr leichtsinnigen Ruf zugeflüstert!"

„Ei, ei! Wir erleben merkwürdige Dinge! Welchen denn?"

„Vogel flieg aus!"

„Bravo! Exzellent! Vogel flieg aus — so sage auch ich! — Meine jungen Herren, diese Dame wird morgen früh mit Ihnen reisen. Ich vertraue sie Ihrer Obhut!"

Ein Jubelgeschrei erhob sich. Ich aber sprach die Wünsche der Tante aus und führte meinen Martin an das Klavier. Er war auf die beiden begehrten Duos nicht eingeübt, allein Stips behauptete, er müsse sie, bei seinem musikalischen Gehör, notwendig auch in der Kehle haben, und es werde gehen. — Und richtig, es ging. Der Hausherr wiegte das Haupt, trat dann auf uns zu, küßte mich auf die Stirn und drückte Martin die Hand. Dann sah er auf die Uhr. Es ging schon auf elf. „Sie verzeihen meinen Jahren wohl, wenn ich mich nun zurückziehe!" begann er. „Bleiben Sie ungestört beisammen. Christian wird dafür sorgen —"

„Es ist überhaupt genug!" rief Martin. „Christian, keine Flasche mehr!" Und leise zu mir flüsterte er: „Der Ramberg" (er wies auf den ersten Tenor) „hat sonst morgen ‚Katzenjammer' und verdirbt uns den ganzen Tag."

Da sprang Stips, der inzwischen mit Tenor und

Baß die Köpfe zusammengesteckt, herbei und begann: „Herr Hofmarschall, gestatten Sie, daß wir Ihrer Frau Gemahlin noch ein Ständchen bringen? Es soll ganz piano sein!“

„O, das ist ja sehr — sehr freundlich!“ meinte der Onkel. „Überlegen wir — wird es angehen?“

Ich nahm die Verantwortung auf mich, ich hoffte, heute werde es angehen.

Sofort war alles bei der Hand. Das Quartett voran, ich am Arme des Hausherrn hinterdrein, das ganze Gefolge der Dienerschaft von draußen im Anschluß, so zogen wir durch den Garten, um in geringer Entfernung von den Fenstern der Tante uns aufzustellen. — „Piano, piano!“ flüsterte Stips, den Ton angebend, und piano-piano begannen die Sänger ein zartes Gutenachtlied. Ich begriff nicht, wo sie nach all dem Singen und Lärm noch die Stimme dazu hernahmen. Als sie geendet hatten, wehte aus dem Fenster ein weißes Tuch. Es war Betty, welche im Namen ihrer Herrin den Dank für das Ständchen dadurch aussprach. — Wir verabschiedeten uns, der Wagen wurde auf Martins Anordnung um fünf Uhr morgens bestellt, und ich ging mit dem Onkel noch einmal zur Tante hinauf. Sie war bewegt, aber in heiterer Stimmung über das Ständchen. Und nachdem ich das Reisenecessaire wiederholt abgelehnt hatte, entließen mich die beiden Alten zum Abschied nochmals mit dem Rufe: Vogel flieg aus! — Hier, meine

liebe Klara, endet meine Vorrede, die ich dir als Nachschrift aufgebunden habe, und es folgt nun mein Tagebuch. Du wirst schaudern, wirst dich entsetzen, und wenn du nun gar an die Vorrede kommst, die ich zum Schluß hinzugefügt habe, dann wird dein Mann — der, wie ich voraussetze, von diesem Schriftstück nicht verschont bleibt — kopfschüttelnd sagen: „Sie ist wirklich nicht gescheit!"

* * *

Donnerstag, den 5. August.

Morgens um sieben Uhr fuhren wir von Schloß Neuenburg ab, gegen die Anordnung meines Bruders, der über die Verspätung ganz ungeduldig wurde. Aber Christian hatte beschlossen, die jungen Leute müßten — es müßte nach einem so ungewöhnlichen Abend überhaupt ausgeschlafen werden. Man machte im Hause des Onkels für gewöhnlich spät Morgen. Und dann mußte der Frühstückstisch in aller Form serviert werden, die gebratenen Hühner und anderen Vorräte, womit der Wagen vollgestopft werden sollte, verspäteten sich auch, und schließlich war ich es noch, die der Verspätung den Rest gab, da mein Mädchen einen zu großen Koffer für mein Gepäck genommen hatte und nun erst die kleineren durchprobiert werden mußten. Denn ohne ein solches Gepäckstück konnte ich doch nicht reisen, wie Martin zu seinem Leidwesen einsah. Endlich konnten wir den

offenen Wagen besteigen. Ein kleiner Höflichkeitsstreit, wer den Ehrenplatz neben mir einnehmen sollte, wurde für den Bassisten entschieden, Stips saß mir gegenüber, Martin auf dem Bock, und so kutschierten wir lachend in den heiteren Morgen hinaus. Ja, lachend! Denn von dem Moment an, da wir abfuhren, wurden so viele Torheiten getrieben, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf stand.

„Dionys!" so wendete sich Stips jetzt zu Martin, der diesen Beinamen trug, weil er über die anderen eine freundschaftliche Tyrannei ausübte — „Dionys, deine hochadelige Verwandtschaft ist doch aber ganz famos! Ich leugne nicht, daß mir gar nicht gemütlich wurde, als ich meinen Fuß in das alte Schloß setzte; aber das muß man sagen, der alte Herr hat bei aller Vornehmheit eine Art zu gewinnen, daß man nicht widerstehen kann. Wenn mir einmal das Moos ausgehen sollte —"

Die anderen unterbrachen ihn mit Gelächter. „Wieso denn?" rief Stips eifernd. „Ich habe ja nur sagen wollen —"

„Es ist schon gut!" unterbrach Dionys ihn. „Morgen ist auch noch ein Tag! Orpheus, gib mir etwas Feuer!"

Ich verstand nicht, worüber sie lachten, doch hörte ich, daß sie unter sich besondere Namen führten. So hieß Stips eigentlich Theodor Buchner, der mit Orpheus bezeichnete erste Tenor Ramberg, und Herr Studiosus

Wiesner, der Bassist, mußte sich den unbegreiflichen Namen Jettchen gefallen lassen! Darum also hatte man ihn beim Einsteigen mit so geheimnisvollem Lächeln und Augenzwinkern an meine Seite komplimentiert. Er hatte in der Tat etwas mädchenhaft Schüchternes in seinem Wesen, zu dem seine männliche und voll ausgebende Baßstimme eigentlich in komisch überraschendem Gegensatz stand. Jettchen war angehender Jurist, kümmerte sich aber, wie Stips ihm auf den Kopf zusagte, vorerst mehr um Musik als um Pandekten.

Unsere Unterhaltung wurde nun, nachdem der erste Sturm des Morgenjubels vorüber war, ganz gesetzt und vernünftig. Die jungen Leute erzählten mir von ihren Studien, von den musikalischen und sonst künstlerischen Dingen der Hauptstadt; sie waren sämtlich intelligent und unterrichtet, und so hörte ich gern zu, erfuhr mancherlei Neues und wähnte mich in ganz guter Gesellschaft.

Da wendet sich Martin plötzlich um und ruft: „Ein Chausseehaus! Es wird nichts bezahlt, wir brennen durch!"

„Ja, ja, Friedrich, vorbei!" schrien die anderen mit Freude, ohne auf mein Erstaunen zu achten. Ich verstand anfangs gar nicht, was sie wollten, glaubte dann nicht, daß sie den Vorsatz ausführen würden, widerredete endlich mit Entschiedenheit. — „Ach was!" rief Dionys, „wir müssen unser Reisegeld zusammenhalten! Friedrich, du fährst vorbei!" — Schon stand der Ein-

nehmer mit Stange und Beutel am Fenster bereit, da läßt Friedrich, fortgerissen von der Torheit der Jugend, die Pferde ausgreifen, und mit Hurra und Mützenschwenken jagen wir unter dem Schlagbaum durch und vorbei, verfolgt von dem Rufen und Schelten des Einnehmers. Zwischen Beschämung, Groll und Lachen schlage ich die Hände vor das Gesicht, um nicht erkannt zu werden — aber es war ja doch der Wagen des Hofmarschalls, der erkannt werden mußte! Und ich darin und — „durchgebrannt" mit vier Studenten — welche Schmach! Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Augenscheinlich war es den jungen Leuten nur um den Spaß zu tun, und ich gestehe, daß ich bei ihrem Jubel über den gelungenen dummen Streich in ein solches Lachen ausbrach, daß ich meiner Mißbilligung keinen Ausdruck geben konnte. Es versteht sich, daß ich späterhin Friedrich, den Kutscher, ausschalt, und ihn beauftragte, auf der Rückfahrt die Sache in Ordnung zu bringen.

Und (wer glaubt es?) zehn Minuten darauf waren wir wieder in wissenschaftlicher Unterhaltung! Stips und Martin stritten sich über tragische Schuld, über antike und moderne Schicksalsidee, über Sophokles und Shakespeare. Orpheus, der Tenor, mußte seinen Ausspruch, daß Shakespeare nicht an Schiller heranreiche, zurücknehmen. Jettchen beteiligte sich erst an der Debatte, als sie auf Mendelssohns Musik zur Antigone geriet, die er in den Himmel erhob, was die anderen aber nicht wollten

gelten lassen, da sie zu viel Raum beanspruche und den antiken Inhalt nicht decke.

Nach einigen Stunden meldete sich Appetit zum Frühstück. Friedrich sprach von einem sehr guten Wirtshause, das in der Nähe sein sollte. „Warum nicht gar!“ rief Martin. „Wir haben so viel Vorrat, daß wir heute kein Geld auszugeben brauchen. Stips, greife mal in die Wagentasche!“

„Nur nicht im Wagen!“ wandte Stips ein. „Da ist ja gleich eine köstliche Waldstelle! Wir lagern uns und machen auf dem Rasen Tischlein deck dich!“

Da ich mich einverstanden erklärte, lenkte Friedrich in den Schatten, und wir stiegen aus, um im Grünen unser Mahl zu halten. Es war ganz opulent, man sprach der kalten Küche und der Flasche wacker zu, ein Glas von des Onkels gutem Malaga mundete sogar mir ausgezeichnet. — „Wir kommen von den Fleischtöpfen Ägyptenlands!“ begann Stips kauend. „Wenn es uns nachher in der Wüste nicht Manna regnet, dann weiß ich nicht —“

Martin drohte ihm und warf ihm ein zusammengeballtes Papier, die Emballage eines gebratenen Huhns, an den Kopf. Stips unterbrach sich, und die anderen lachten. Was haben sie nur Geheimnisvolles vor?

Nachmittags kamen wir in die Stadt, am Fuße der Berge, wo der Wagen uns verlassen sollte. Friedrich wollte vor dem ersten Gasthofe halten, mußte sich jedoch

zu einer Ausspannung in der Vorstadt bequemen, was mir ganz recht war, da ich mit meiner Gesellschaft nicht aufzufallen wünschte. Man packte die Reste unserer Vorräte in die Ränzel, und Stips ergriff die letzte Flasche Wein mit den Worten: „Die bleibt für Hedwig, wenn sie etwa kein Bier trinken mag!“ So familiär spricht dieser Mensch bereits! — Und nachdem mein Köfferchen auf die Post gegeben, ich mit einigermaßen geeignetem Schuhwerk und einer Ledertasche ausgerüstet war — Stips und Jettchen schlugen sich fast darum, wer sie tragen sollte, — nachdem auch Friedrich mit Grüßen an den Onkel und die Tante entlassen war, begannen wir die Fußwanderung. Jetzt noch einmal wurde mir etwas befangen ums Herz, als ich so vagabundenhaft mit vier Studenten aus dem Tore schritt. Allein der Tag war schön, die Gegend lachend, meine Gefährten zeigten sich voll zarter Rücksicht und Aufmerksamkeit gegen mich, dazu sangen sie so hübsch, daß ich mich bald freier fühlte und schon anfing, ihre Burschenlieder, die mir leicht ins Ohr klangen, mitzusingen. Wir waren sehr vergnügt! Etwas müde kam ich aber doch abends in die Herberge, ich bin des Wanderns und der Luft noch zu ungewohnt und habe mich zeitig zurückgezogen, um morgen rüstig zu sein. Das Plaudern und Lachen meiner Gefährten, die vor der Tür unter dem Nußbaum sitzen, dringt noch immer zu mir herauf.

* * *

Den 6. August.

Da bin ich ja in eine schöne Gesellschaft geraten! Das Reisegeld fängt bereits an, ihnen auszugehen. Jetzt sind mir auch Stipsens geheimnisvolle Andeutungen klar. Heute nach dem Frühstück, bevor wir ausrückten, machte mir Martin befremdliche Eröffnungen. Er begann recht harmlos mit der Frage, ob ich auch genügend mit Reisegeld versehen sei? Dann kam heraus, daß er zwar mit der Summe, die ihm ausgesetzt war, hätte auskommen können, allein er hatte in seiner Liberalität die drei anderen, welche fast gar nichts hatten, daraufhin eingeladen. „Orpheus und Jettchen haben durchaus zahlbare Väter und gute Wechsel, sie geben mir zurück, was ich für sie auslege, wenn ihr Wechsel kommt" — so fuhr er fort — „Stips aber nehme ich auf meine Rechnung mit. Wie wir beide miteinander stehen, ist von Mein und Dein nicht mehr die Frage. Er hat gar nichts, ist ganz arm, muß sich durch Privatunterricht kümmerlich forthelfen, und dabei ist er ein ausgezeichneter Mensch, vor dem ich ungeheueren Respekt habe! Außerdem ist er mein bester Freund. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, daß er so trist in den Ferien zu Hause hocken sollte, während ich auf eine ‚Spritzfahrt' ging. Hedchen, tu mir die Liebe und hilf uns aus! Dir kann es ja nicht darauf ankommen! Wenn du uns sitzen lässest, geht der Spaß schon morgen zu Ende."

Ich versuchte recht ernsthaft zu sein, indem ich be-

gann: „Ich kann deinen Leichtsinn nicht loben, lieber Martin! Und wenig schmeichelhaft ist es für mich, dir nur als Mittel zum Zweck zu dienen. Nicht meine Gesellschaft, sondern meine Kasse war dir für die Reise wünschenswert, darum drängtest du so sehr — du siehst vielleicht ein, daß ich mich über die enttäuschte Wendung der Dinge nicht eben freuen kann. Und was noch weniger schön ist, du lockst mich erst in die Falle, eröffnest mir deine Verlegenheit erst, da du meines Zuschusses sicher zu sein glaubst —!"

„Um Gottes willen, Hedwig!" rief er, „hältst du mich für so gemein? Du weißt, seit wie lange ich eine Reise mit dir angestrebt habe! Konnte ich damals schon an unsere Verlegenheiten denken? Und auch jetzt dachte ich nicht, daß sie eintreten würden. Weil ich die drei anderen mithaben wollte, gab ich die große Reise auf und beschloß einen kleineren Ausflug, ich war überzeugt, daß mein Reisegeld für uns alle reichen würde. Wer konnte denn voraussehen, daß der Weg bloß bis zu des Onkels Gut gleich so ins Kapital laufen würde? Hedwig — daß du mich einer Hinterlist und Nichtswürdigkeit fähig hältst, ist bei der Geschichte das einzige, was mich wurmt!"

Martin war bekümmert und zugleich erregt. Ich mußte über seine Ehrlichkeit und Unerfahrenheit lächeln und suchte ihn zu trösten. Zugleich fühlte ich mit einiger Genugtuung, daß diese Angelegenheit mir die Autorität

der älteren Schwester über das sonst so unabhängige Brüderchen wiedergab. Auch schien er sich ihr fügen zu wollen. Wir wurden wieder heiter, fingen an zu rechnen und einen Überschlag zu machen. Die Summe, die ich ihm als mein Reisegeld nannte, schien ihm ungeheuer und völlig ausreichend für fünf Personen. Gleichwohl hatte ich ihm nur etwa zwei Drittel meines Kassenbestandes verraten und beschloß, heimlich an den Onkel zu schreiben, daß er mir nach einer gewissen Station neue Hilfsquellen sende. So bin ich denn zum Bankier meines Viergespannes geworden und will sehen, wie ich es dadurch zu zügeln vermag.

Als wir uns mit den anderen wieder vereinigten, bemerkte ich in ihren Zügen ein gewisses verlegenes Lächeln. Sie mochten ahnen, daß Martin mich in die brennende Frage der Reise eingeweiht hatte. Doch wurde leicht darüber hingegangen. Und als wir darauf in der Morgenkühle durch den frischen Wald schritten, zeigten sie so heitere Stimmung, als gehörte ihnen die Welt. Sie sangen lustige Lieder, und heut' ließ ich meine Stimme schon laut mit ihnen ertönen. Wir wegelagerten im Grünen mit den Resten unserer Neuenburger Vorräte, um ein Morgenmahl zu halten. Und als dies vollendet und Stips den letzten Hühnerflügel abgenagt hatte, rief er: „So! Jetzt haben wir unsere Sach' auf nichts gestellt! Wenn uns das Geld ausgeht, geben

wir ein Konzert in Heinrichsbad, und die Hedwig sitzt an der Kasse, dann nehmen wir ein Heidengeld ein!"

Gelächter und Beifall folgten dem Vorschlage. „Aber was denkst du?" rief Orpheus. „Die Frau Hedwig ist ja die Hauptstütze des Konzertes, die können wir doch nicht an der Kasse sitzen lassen!"

Ich bewunderte mit Vergnügen die Harmlosigkeit, in der sich die jungen Leute dem Konzertplane hingaben. Ob sie sich öffentlich hören lassen könnten, danach war gar nicht die Frage. Sie besprachen bereits die Quartetts, die sie vortragen wollten, wählten für Orpheus und Jettchen die geeigneten Lieder und Arien aus, für Stips eine Sonate von Beethoven; sie verfügten auch über meine Mittel, so daß ich mit nicht weniger als zwei Duetten und zwei Solovorträgen auf das Programm kommen sollte. Ich ließ ihnen den Spaß und beschloß inzwischen, Herrn Stips, diesen „ausgezeichneten Menschen," wie Martin ihn genannt, ein wenig aufs Korn zu nehmen.

Auf den ersten Anblick hätte man nicht viel hinter ihm gesucht. Er ist klein und unscheinbar, hat eine spitze Nase und sehr lebhafte Augen. Sein ganzes Wesen ist lebhaft, rasch, keck und etwas überlegen, ohne doch unbescheiden zu sein. Er läßt sich von den anderen hänseln und weiß es tapfer zurückzugeben. Zuweilen geht er ganz still und in sich gekehrt neben den anderen hin und ist dann, wenn man ihn aus seinem Traum

wachruft, um so ausgelassener. Daß er recht gescheit ist, habe ich schon Gelegenheit gehabt zu erkennen. Er weiß meinen Martin gelegentlich tüchtig abzutrumpfen, und dieser gibt klein bei, zuweilen mehr als er nötig hat. Dabei scheint Stips ein Unbehagen zu fühlen über seine Kleinheit — zumal die drei anderen recht stattliche Jünglinge sind. Ihr Reiseanzug ist durchaus anständig, Stipsens weniger. Alles scheint zu kurz, als wäre es auf eine noch kleinere Figur berechnet. Dabei hat er eine Art, sich in die Höhe zu recken, die ihm ein recht komisches Ansehen gibt. Sie ziehen ihn damit auf, er lacht und ärgert sich darüber und tat mir den Vorschlag, ich solle ihn aufmerksam machen, wenn er „über sich hinaus wolle,“ vielleicht sei das die beste Art, seine Untugend los zu werden. Er ist sehr aufmerksam gegen mich und geht mir fast immer zur Seite. Doch sollte ich heut noch Gelegenheit bekommen, gerade gegen ihn recht ungehalten zu werden.

Martin, der mit Hilfe eines kleinen Reisehandbuches unseren Wegeführer macht, verlangte, daß wir über einen ziemlich breiten Waldbach setzten, um drüben im Tannenschatten ein Stück der heißen und staubigen Fahrstraße abzuschneiden. Ich benahm mich schon beim Überschreiten des Baumstammes, der die Brücke über den Bach bildete, nicht zum besten. Drüben aber standen wir nach einigen hundert Schritten vor einem Hindernis, welches ich für unübersteigbar erklärte. Es mußte näm-

lich über einen sieben Fuß hohen Zaun geklettert werden, da es einen fürstlichen Wildpark zu durchschreiten galt. Das Handbuch gab dazu die Erlaubnis. Stips, Orpheus und Jettchen waren schnell hinüber, ich aber stand mit Martin noch verhandelnd, mich gegen ein Überklettern lebhaft sträubend. Mein Bruder redete mir zu und wurde fast ungeduldig, die anderen behaupteten, es sei ganz bequem, da der Zaun aus horizontalem Latten- und Bretterwerk bestand. Ich mußte mich, wenn auch seufzend und ärgerlich, zu dem Versuch ergeben. Doch wurden die drei anderen verpflichtet, ein Stück voraus zu gehen und sich, bei ihrem Seelenheil, nicht umzusehen. So unternahm ich denn mit vieler Umständlichkeit und Verzagtheit die schwierige Kletterpartie. Endlich bin ich glücklich oben und richte mein scheues Auge nach der Seite der Vorausgegangenen. Da muß ich erleben, daß Stips, dieses pflichtvergessene Wesen, sich plötzlich umsieht und, ertappt auf seinem Treubruch, sich schleunigst wieder wendet. Das Hinabsteigen wurde mir durch den Groll darüber noch erschwert. Aber ich war doch glücklich wieder unten und Martin, der sich leicht hinterher schwang, rief mir Bravo! zu. Doch konnte ich nicht umhin, Herrn Stips einen Verweis zu geben. „Wissen Sie auch, daß Sie sehr unartig sind?" begann ich. „Sie haben ganz pflichtvergessen gehandelt, da Sie sich, gegen das Verbot, dennoch umgesehen!"

Stips wurde dunkelrot. „Ich dachte, Sie wären

längst hinüber," stotterte er — „und, bei Gott, ich habe gar nichts gesehen!"

Die Waffen des Ernstes fielen mir aus den Händen, und doch war es mir unangenehm, daß ich ein Lächeln kaum überwinden konnte, zumal ich bemerkte, daß die übrigen sich abwendeten.

In diesem Augenblick aber rauschte, raste, dröhnte und schnob es um uns her, und eine Herde wilder Schweine, zu deren Lagerplatz wir gedrungen, fuhr grunzend auseinander. Ich schrie laut auf vor Entsetzen, selbst meine Ritter schienen einen Moment die Fassung zu verlieren. Der Tenor, von einem schwarzen Scheusal umgerannt, lag mit der Nase auf der Erde. Im nächsten Moment jedoch standen die drei anderen zur Abwehr um mich her, und ich hielt mich in meiner Angst krampfhaft an Stips und Jettchen fest. Zu unserem Glück jedoch nahmen die wilden Bestien die Flucht in den Wald hinein und überließen uns ihre nicht sehr anmutige Stätte. Und als Ramberg sich erhoben und als unverletzt erwiesen hatte, standen wir und brachen in ein fassungsloses Lachen über unsere Situation aus, das gar nicht enden wollte. Als ich wieder zu Worte kam, erklärte ich, keinen Schritt weiter durch diesen Tiergarten zu setzen, auf die Gefahr hin, über den Zaun wieder zurückklettern zu müssen. Während wir noch hin und her sprachen, kamen zwei Herren auf uns zu, von denen mir der ältere sehr nach dem Besitzer dieses Grund und

Bodens aussah. Und während Martin auf ihn zuging, um ihn über Weg und Steg zu befragen, mußte ich zu meiner tiefen Beschämung ihn als einen Bekannten anerkennen. Es war der Fürst von K. Nur einmal hatte ich ihn gesehen, als er einen Besuch bei meinem Onkel machte, allein bei seiner ausgeprägten Persönlichkeit war er mir in der Erinnerung geblieben. Ich hoffte aus der seinigen entschwunden zu sein, doch zu meinem Schreck erkannte auch er mich und trat grüßend näher. Ich fühlte, daß mir die Röte ins Gesicht stieg, als er begann: „Es ist mir zwar sehr schätzenswert, Sie auf meinem Gebiete zu begrüßen, gnädige Frau, doch bedauere ich, daß es nicht auf einem weniger beschwerlichen Wege sein konnte. Es war, wie ich höre, ein Zaun zu übersteigen —“

Der Fürst lächelte so eigen, daß ich vor Verlegenheit nicht wußte, wo ich hinsehen sollte, und — wie ich fürchte, etwas ganz Dummes entgegnete. Als ich die Augen aufschlug, bemerkte ich, daß sein Begleiter, ein hochgewachsener junger Herr, die Blicke ernst auf mich gerichtet hielt, was mich erst recht verwirrte.

Ich erzählte dem alten Herrn, so gut ich vermochte, wie mich der Onkel selbst auf die Wanderfahrt getrieben, bat um Entschuldigung für unser Eindringen und sprach den Wunsch aus, so bald als möglich wieder auf die geregelte Straße zu gelangen.

„Das Reisehandbuch hat Sie verleitet“ — so wen-

dete er sich zu Martin — „den Bach etwas zu früh zu überschreiten. Die Stelle kommt etwas weiter dorthinauf. Dieses Terrain hier ist nicht ganz ohne Gefahr, und überdies gäbe es, um hinaus zu gelangen, noch einen Zaun zu übersteigen. Ziehen Sie es vor, bequemer auf den breiten Weg zurückzugelangen, so kann ich Ihnen behilflich sein." — Ich nahm den Vorschlag dankbar an und schritt neben dem alten Herrn her. Er ließ sich vom Onkel, von der Tante erzählen, fragte mit Diskretion nach unseren Reisezielen, und bald standen wir an einer bequemen Brücke über den Bach, welche jedoch durch eine Tür abgeschlossen war. Der Fürst schloß auf, sprach seine Empfehlung an den Onkel und den Wunsch einer glücklichen Reise aus, und unter vielen Entschuldigungen verabschiedeten wir uns. Er war, alles in allem, recht artig und leutselig. Sein Begleiter stand in der Entfernung und grüßte nur flüchtig.

Zu Martins großer Verstimmung kamen wir nach einer Viertelstunde an die eigentliche Übergangsstelle, die, bei weitem nicht so unbequem, uns in den Wald führte. Die Jugend lachte bald wieder über das kleine Abenteuer, ich aber konnte des beschämenden Eindrucks nicht Herr werden. Immerfort sah ich das spöttische Lächeln des Fürsten und den scharfen, ernsten Blick seines Begleiters vor meinen Augen.

Da begann Stips, der eine kindliche Genugtuung verriet, mit einem Fürsten in Beziehung getreten zu

sein: „Wer nur der andere Herr gewesen sein mag? Ich habe selten einen so hübschen Menschen gesehen.“

Seine Gefährten meinten, es sei nicht so arg mit seiner Schönheit gewesen, sie hätten ihn auch nicht genauer betrachtet. — „Es mag sein!“ fuhr Stips fort. „Ich gebe euch die Schönheit preis, aber er hatte etwas Ausdrucksvolles und für mich Anziehendes. Das kann kein gewöhnlicher Mensch sein. Und was noch mehr ist — ich weiß, mit dem mache ich auch mal nähere Bekanntschaft!“

Stips wurde ausgelacht, man rief ihm zu, er solle sich nicht in die Höhe recken. „Lacht nur!“ fuhr er fort. „Ich muß es mir gefallen lassen. Aber eine Stimme sagt mir fast immer voraus, wem ich einst näher treten werde. Dionys, als ich dich zuerst sah, wußte ich das auch, obgleich du gar nicht zuvorkommend gegen mich warst! Ich bleibe dabei, mit dem ‚netten Kerl' im Jagdrocke komme ich noch auf du und du — ohne daß ich mich darum reiße, ja, ohne daß ich etwas dazu tue!“

Seine Prophezeiung fand keinen Glauben, wohl aber einige Verspottung. Inzwischen erinnerte er sich, daß ich noch einen Groll gegen ihn hegte, und bat mich demütig um Verzeihung. Ich beruhigte ihn, und wir waren wieder gute Freunde. —

„Im Krug zum grünen Kranze
Da kehrt ich durstig ein —“

Mit diesem Liede wanderten wir abends in unsere Herberge. Meine Gefährten jubelten, daß das Wirtshaus sich wirklich „Zum grünen Kranze“ nannte. Ein hübsches Haus an der Landstraße, mit einem Laubdach und köstlicher Aussicht in die Berge. Wir nahmen unser Abendbrot vor der Tür, und da wir, frühzeitig angelangt, noch die einzigen Gäste waren, fühlten wir uns sehr unter uns und ungeniert. Wirtsleute und Dienerschaft zeigten sich von unserer guten Laune angemutet und waren bereit und geschäftig um uns herum. Meine Gefährten fühlten den Drang, einmal wieder geregelt Quartett zu singen und ließen ihre Stimmen ertönen. So kam die Dunkelheit herein, ohne uns vom Platze zu vertreiben. Der Wirt brachte Windlichter für unseren Tisch und hatte immer neue Gläser Bier zu bringen — ich war ganz erstaunt, daß die jungen Leute soviel davon tranken, denn mir mundete es nicht sonderlich. Auch störte es sie gar nicht im Singen. — Inzwischen hatte ich schon lange bemerkt, daß wir nicht mehr allein waren. Man ging ab und zu und um uns her, im Dunklen unter den Bäumen standen Gruppen von Zuhörenden, nach dem letzten Liede war sogar laut applaudiert worden.

Da kommt Stips, den die Neugier auf kurze Zeit von uns fortgezogen hatte, mit triumphierenden Blicken zurück. „Hab ich's nicht gesagt?“ flüsterte er. „Der Begleiter des Fürsten ist mir schneller begegnet, als ich

vermutete. Da hinten unter dem Baume sitzt er allein, raucht seine Zigarre und trinkt sein Seidel aus dem Felsenkeller, wie wir. Er ist zu Pferde gekommen, bleibt aber die Nacht nicht hier, sondern eine Viertelstunde weiter in der Stadt."

„Aber woher weißt du das?" fragte Martin lachend.

„Nun, ich habe ihn gesprochen!"

„Wie kann man so zudringlich sein!"

„Oho! Zudringlich? Er kam selbst auf mich zu und lud mich ein, bei ihm Platz zu nehmen. Erst sagte er mir viel Lobendes über unser Quartett, dann fragte er, wie wir unsere Tagereisen verteilt hätten. und tat mir einige sehr praktische Vorschläge — Dionys, ich sage dir nachher davon. Und dann fragte er auch, ob denn unserer Dame die Fußwanderung nicht beschwerlich falle? Aber da habe ich die Hedwig nicht schlecht herausgestrichen! Hernach habe ich ihm auch unser Abenteuer mit den Schweinen erzählt. Er lachte und meinte, wir sollten uns künftig doch in acht nehmen —"

„Ei, da braucht er nicht zu kommen, um uns das zu sagen!" rief Martin dazwischen, der sich nicht gern an die Geschichte, die er verschuldet hatte, erinnern lassen mochte. „Wer ist er denn? Hat er nicht die Höflichkeit gehabt, sich dir vorzustellen?"

Stips sah ihn halb verlegen an. In seiner Harmlosigkeit war ihm dieser Mangel noch gar nicht aufgefallen. Man ließ den Fremden auf sich beruhen und

stimmte bereits ein neues Quartett an, recht gegen meinen Wunsch, da mir die Nähe des Mannes, den ich in der Gesellschaft des Fürsten gesehen, nicht erquicklich war. Ich zog mich früher in mein Zimmer zurück und überließ die Jugend sich selbst.

*   *
*

Den 7. August.

Das war ein köstlicher Tag! Ganz ungetrübt, harmlos, fröhlich, ein Stück lebendiger Poesie, wie ich sie noch nicht gekannt habe! Die Gegend paradiesisch, Berg und Tal in warmem Sonnenduft schwimmend, die ganze Welt lachend und den Fröhlichen mit herzlichem Willkommen die Arme ausbreitend! Was für Täler und Dörfer wir durchschritten, welche Aussichtspunkte wir bestiegen, wo wir gerastet und was wir Merkwürdiges gesehen, ich kann es nicht aufschreiben. Die jungen Leute machen sich ja genug Notizen. Für mich war der Tag ein Ganzes, voll und rund, ja, er ist für mein Leben auch ein Tag neuen, erwachenden Daseins. Denn heute, wo ich den ganzen Zauber der Natur, dazu die heitere Jugendlust meiner Genossen auch mich durchströmen fühlte, heute weiß ich, daß ich frei bin von dem Druck der letzten Jahre, daß ich wieder das ganze Glück des Lebens empfinden kann. Ich komme mir um zehn Jahre jünger vor, ja, ich habe mich auch wohl betragen wie ein übermütiges Mädchen von sechzehn Jahren. Alle Bur-

schenlieder habe ich schallend mitgesungen. Ich kann sie schon auswendig, und meine Mannschaft sagte, an mir sei ein Student verloren gegangen. Auch empfing ich ihre lebhaften Glückwünsche, als ich durstig wirklich nach und nach ein ganzes Glas Bier ausgetrunken hatte. Sie sind so rücksichtsvoll gegen mich, so aufmerksam, sie wetteifern, sich mir artig zu zeigen! Jede schöne Blume am Wege wird mir gebracht, abends rückte ich mit einem mächtigen Strauß ins Quartier. — Von Abenteuern will ich nur eins erwähnen. Eigentlich ist es keins, nur ein flüchtiges Wiedersehen. Gegen Mittag lagerten wir am Waldessaume, und auf die Bitten meiner Freunde sang ich allein ein Lied, und ich sang es laut und recht aus heiterer Seele, mich selbst erfreute der volle Klang, den es hier im Freien gab. Da kommt ein Reiter um die Wegeswindung, und Stips erkannte seinen „zukünftigen Busenfreund," wie man den Fremden nannte. Er kam mir freilich im Augenblick nicht recht gelegen, und ich unterbrach meinen Gesang. Er grüßte sehr höflich und ritt vorüber. Stips machte Miene, auf ihn zuzugehen, Martin aber hielt ihn am Ärmel fest mit den Worten: „Keine vorzeitige Intimität! Was sollte aus unserer Reise werden, wenn jeder für sich Verhältnisse anknüpfen wollte? Verkneife dir deinen Freundschaftsdrang!" — Ich sang dann auf Verlangen weiter, und der Fremde war vergessen. Der Plan, auf der Reise ein Konzert zu geben, spukte auch heute

wieder in den Köpfen meiner Gefährten. Sie nehmen den Scherz ganz ernst, und dadurch wird er mir nur noch spaßhafter.

Ich muß mir einige Vokabeln der Studentensprache aufschreiben, um sie im Kopfe zu behalten. „Auf den Leim gehen“ heißt, sich betrügen lassen. „Komment reiten“ bedeutet, sich an bestimmte Regeln binden. (Stips meinte heut', in allem, was Anstand betrifft, verstände niemand so gut als ich, Komment zu reiten.) „Einen Salamander reiben“ heißt — ja, was es heißt, weiß ich eigentlich nicht recht, aber gerieben haben sie mir zu Ehren einen, unter den merkwürdigsten Zeremonien und endlich jeder ein volles Glas ausgetrunken. Es schien mir denn doch etwas zu viel! —

*   *
*

Den 8. August.

Als ich heut' früh in der Herberge erwachte, summte mir eine reizende Melodie im Kopfe, ich konnte nicht umhin, sie beim Anziehen mit lauter Stimme zu singen. Da fiel unter meinem Fenster Jettchens voller Baß ein und gab mir den Text dazu. Ich erstarrte! Himmel — was ist aus mir geworden! Mit welchem Lied hatte ich den Tag begonnen! „Lasset die feurigen Bomben erschallen — piff, paff, puff —“ Welche Schmach! — Unschuldiger Onkel! Freundliche Tante mit den vornehmen Nerven! Kirchenstilles Haus Neuen-

burg! wenn ihr ahntet, daß euer Zögling drei Tage, nachdem ihr ihn entlassen, erwachen würde mit dem furchtbaren Liede: „Lasset die feurigen Bomben erschallen!“ Was würdet ihr sagen? In der Tat, es ist schon weit mit mir gekommen! — Ich war befangen, etwas von Wetterschwüle schien sich um mich zu lagern, als ich zum Frühstück hinunterging.

Und als ich in den Kreis der Meinen trat, da erscholl auch schon ein Donnerwort, dessen Bedeutung sich auf den Gesichtern geltend machte, das Wort: „Orpheus hat — Katzenjammer!“ — Daran war der Salamander von gestern schuld, ich wußte es ja gleich und unterdrückte meinen Vorwurf nicht.

Von meinem Bruder ließ ich mir darauf den Zustand des verunglückten Jünglings schildern. Ich erfuhr, daß Orpheus etwas an schwachem Magen leide und nur eine gewisse Quantität „Stoff“ vertragen könne, die von ihm gestern wohl überschritten worden war. Er stamme, so erzählte Martin, aus einer „Migräne-Familie“ und pflege bei solchen Anlässen vierundzwanzig Stunden an den böseſten Kopfschmerzen zu liegen. Es sei unmöglich, ihn heut' mit auf die Wanderung zu nehmen, und zu helfen sei ihm auch nicht, man müsse ihm Ruhe lassen. Ich hoffte dennoch, etwas für ihn tun zu können und wollte ihn aufsuchen. Aber davon sollte nicht die Rede sein, sie hielten mich förmlich mit Gewalt

zurück, und ich konnte ihm nur eine Tasse schwarzen Kaffee schicken.

Beim Frühstück ließ ich ein Strafgericht über die drei heil davon Gekommenen ergehen und erklärte, von heut' ab eine strenge Kontrolle über das Getränk zu führen. Da ich ernst redete, versprachen Jettchen und Stips kleinlaut, sich mir zu fügen; Martin wollte die Sache leichter nehmen und lachte, doch schien auch er sich endlich drein zu geben. — Inzwischen ward beratschlagt, was nun mit dem Tage angefangen werden sollte? Denn man wollte ohne Ramberg nicht gern weiter wandern. Da schlug ich vor, die jungen Männer sollten eine Bergfahrt antreten, die eigentlich außerhalb unseres Reiseplanes gelegen, weil sie für mich zu anstrengend wäre. Ich wollte im Gasthofe zurückbleiben und die Gesellschaft abends wieder erwarten. Der Plan schien zu gefallen, doch mochte wohl die Höflichkeit erfordern, daß man sich eine Weile sträubte, mich allein zu lassen. Da rief Stips: „Wißt ihr was? Laßt mich auch hier! Euch beiden, Dionys und Jettchen, lag doch am meisten an der Bergpartie, während ich mir gar nicht viel daraus mache. Ich bleibe der Hedwig zur Gesellschaft, und kann auch ab und zu nach Ramberg sehen." Nach einigem Komplimentieren wurde man über diesen Vorschlag einig, und Martin begab sich mit Jettchen auf den Marsch.

Ich benutzte die Zeit, um einige Zeilen an den Onkel zu schreiben, welche tags darauf zur Post gege-

ben werden sollten, sowie zur Herstellung meiner Garderobe, die gestern durch Gestein und Gestrüpp etwas gelitten hatte. Und um doch auch weiter etwas zu tun zu haben, nahm ich Nadel und Zwirn in eine Gartenlaube hinunter, um meinen Handschuh zu flicken. Bei dieser häuslich ordentlichen Beschäftigung fand mich Stips, um bei mir Platz zu nehmen. Auf mein Befragen nach Ramberg erklärte er, es sei eigentlich kein „großer Kater" und werde sich zum Abend wohl mit ihm bessern, aber er habe noch heftiges Kopfweh. — Stips war sehr unterhaltend; wir sprachen von Kunst und Dichtung, von unseren Lieblingswerken, und ich freute mich über sein feines Urteil und unsere Übereinstimmung in literarischen Dingen. Dann schwieg er eine Weile und schien befangener zu werden. Mit einiger Verlegenheit begann er darauf: „Darf ich Ihnen wohl ein Bekenntnis machen?"

Ich sah ihn fragend an, verwundert über sein Erröten und gespannt auf sein Bekenntnis.

„Aber Sie müssen mich nicht auslachen!" fuhr er fort. „Ich mache zuweilen auch Verse. Darf ich Ihnen ein paar kleine Gedichte vorlesen?"

Ich war überrascht und gern bereit zu hören. So zog er ein kleines Büchelchen aus der Tasche, in welches er die Erstlinge seiner Muse eingeschrieben hatte. Was kamen da für allerliebste Sachen zum Vorschein! Ernste und heitere Gedichte, gewandt in der Form, frisch und

unmittelbar in der Empfindung. Auch wohl Anklänge an Bekanntes, wie er selbst zugab, im ganzen doch eine liebenswürdige Ursprünglichkeit, die mich sehr anmutete. Der gute Junge wurde mir während des Lesens ein ganz anderer, als ich ihn bisher zu kennen glaubte. Er hatte große Freude an meinem Beifall, sein Gesicht sah sehr glücklich aus.

„Sie sind die erste,“ sagte er, „die so viel von meinen Versen erfährt. Martin kennt nur einiges davon, die anderen nichts — sie würden mich nur damit aufziehen.“

Ich ließ mir darauf von seinem Leben und von seiner Familie erzählen. Sein Vater war Kantor in einem kleinen Orte gewesen und hatte ihn und eine ältere Schwester in den ärmlichsten Verhältnissen hinterlassen. Er liebt diese Schwester sehr, doch können sie nur brieflich miteinander verkehren, da sie weit oben an der Ostsee auf einem Gute verheiratet lebt. So steht dieser arme Jüngling fast allein in der Welt und ist auf sich selbst angewiesen. Aber darum verzagt er nicht am Leben.

„Ich muß noch etwas ganz Bedeutendes werden!“ sagte er. „Sei es in der Philologie, sei es in der Poesie — ich setze alles daran, aus mir etwas zu machen, und an meinem Willen, an meiner Arbeitskraft, an meinem Streben soll es nicht liegen, wenn nichts aus mir wird. Es soll und muß, denn ich will!“

Seine Augen wurden groß, sein Wesen hatte den Ausdruck der keckſten Entſchiedenheit, ich bekam die größte Achtung vor dieſem jungen Menſchen. So gute Freunde wurden wir während dieſer Unterhaltung, daß auch ich ihm manches aus meinem Leben mitteilte.

„Mir iſt,“ ſagte er, „als ob wir beide uns nicht ſeit ein paar Tagen, ſondern ſeit Jahren kennten! Aber nun wollen wir auch gute Kameraden bleiben, wenn Sie auch eine vornehme Dame ſind, und ich ein armer Student! Sie ſind ja zugleich Martins Schweſter, da können Sie auch wohl ein bißchen ſchwerſterlich zu mir ſein.“

Das verſprach ich, und zum Unterpfand unſeres Freundſchaftsbundes ſchüttelten wir uns kräftig die Hände.

Nach dem Mittagsmahl, woran Ramberg noch nicht teilnehmen konnte, mußte ich mit der Wirtin ſchon wieder über eine tüchtige Abendmahlzeit ratſchlagen, da Martin und ſein Gefährte, welche auf ihrer Fahrt kein Wirtshaus erreichten, vermutlich mit ſtarkem Appetit zurückkehren würden. Die Wirtin ſprach auch von Forellen, welche oberhalb des Ortes in dem Gebirgsbache gerade gefiſcht werden ſollten. Wir hatten nichts zu verſäumen und beſchloſſen, es mit anzuſehen und uns die beſten auszuſuchen. — Der Waldweg den Bach hinauf war wunderſchön, ein breiter Fahrweg, oben von aufſtrebenden alten Buchen faſt überwölbt. Wir

freuten uns jeder schönen Beleuchtung, aller Licht- und Farbentöne, und waren so recht von heiterem Naturgenuß erfüllt. Da vernahmen wir Rosseshufe hinter uns und, siehe da! „der Herr zu Pferde,“ unser Unbekannter aus der Gesellschaft des Fürsten, kam den Weg herauf geritten. Mein Gefährte schien durch das Wiedersehen sehr angenehm berührt. Der Fremde stieg ab, führte sein Pferd am Zügel, und näherte sich uns mit höflichem Gruße.

„Ein günstiger Zufall schenkt mir wiederholt die Freude, Ihnen zu begegnen!“ sagte er, zu mir gewendet. „Aber die heitere Gesellschaft ist zusammengeschmolzen, wie ich sehe.“

Stips nahm sehr unbefangen das Wort und erzählte. Bei der Nachricht, daß Orpheus „Kater“ habe, lächelte der Fremde sehr eigen und sah mich scharf an. Ich schämte mich und nahm mir vor, Stips wegen seiner studentischen Ausdrücke zu tadeln. Dann sprachen wir gleichgültige Dinge über die Gegend, über das Fußreisen, und was man mit einem Unbekannten so redet. Ich dachte im stillen, er könnte wohl die Artigkeit haben, sich mir vorzustellen und wurde, da dies nicht geschah, einsilbig. Mein Gefährte bestritt die Kosten der Unterhaltung. Doch betrug der Fremde sich sonst artig und gemessen. Endlich kam der Pfad, den wir links, der Windung des Baches folgend, einschlagen mußten. Der Fremde blieb stehen, um sich zu verab-

schieden. „Ich bin doch neugierig," begann Stips, „wann und wo wir uns nun wieder begegnen werden! Wir kommen sicher noch öfter zusammen!"

„Es soll mir sehr angenehm sein!" erwiderte der Reiter grüßend. —

„Und es ist dennoch ein sehr schöner Mann!" rief Stips, ihm nachsehend. „Finden Sie nicht auch?"

Ich konnte es doch nur halb zugeben und gab auch nur eine halbe Antwort.

„Alle Schönheit macht nun einmal einen ganz wunderbaren Eindruck auf mich," fuhr mein Gefährte fort, „gleichviel ob an Frauen oder an Männern, besonders wenn sie geistig durchdrungen ist. Sie hat mir etwas Festliches, mir wird als wäre Feiertag und ich hätte nichts weiter zu tun, als mich dem Anschauen hinzugeben, ja, ich fühle mich dadurch erhoben, gebessert. Eine solche Erscheinung weht mich gleich poetisch an, und ich möchte ihr näher treten."

„Das trügt doch oft!" entgegnete ich sehr weise. „Hinter vielen schönen Gesichtern steckt nichts Sonderliches verborgen. Und fühlt man gar etwas Sympathisches für sie, so kann man die trübsten Erfahrungen machen."

„Aber an dem da gewiß nicht! rief Stips. „Der hat etwas viel zu Nobles, der denkt auch noch mehr, als Gedanken in seinem Gesicht stehen." —

Mit unseren Forellen, welche uns ein Knecht in

seiner Butte nachtrug, kamen wir zum Wirtshause zurück. Orpheus saß bereits erwartend vor der Tür und trat mir etwas verlegen entgegen. Allein zu meinem Erstaunen sah ich ein schon halb leeres Glas Bier auf dem Tische stehen. „Aber ist es denn erhört, Herr Ramberg!“ fuhr ich in seine entschuldigende Anrede hinein; „den Tag über liegen Sie schwer krank und schon wieder muß ich Sie über dem Bier, der Ursache Ihres Leidens, ertappen!“

„Wird konfiszieret!“ schrie Stips, indem er den Rest ohne Umstände selbst austrank.

Ramberg war ganz verblüfft über den Ton, welchen ich gegen ihn angeschlagen. Er sah blaß aus und tat mir leid, trotz meines Grolls. Er stammelte Entschuldigungen und bekannte, daß er es nach einem solchen Tage nie anders mache. Sei der Kopfschmerz vorüber, dann belebe ihn ein Glas Bier von neuem, und er empfinde Hunger wie ein Gesunder. „Es ist freilich eine Schmach für einen Menschen meines Alters,“ sagte er, „manchmal ganz plötzlich den Kranken spielen zu müssen, und mich ärgert es am meisten, aber das Gute ist wenigstens, daß ich fast auf die Stunde voraussagen kann, wann ich wieder gesund sein werde. Gleichwohl — ich bin sehr beschämt, unsere Reise aufgehalten zu haben!“

Wir beruhigten ihn und nahmen vor der Tür Platz. Da, während unseres Gesprächs, empfinde ich Durst und sage zu einer vorübergehenden Magd: „Bringen

Sie mir doch ein Glas Bier" — W a s s e r hatte ich sagen wollen. —

„Mir auch! Mir auch!" rufen Stips und Ramberg mit Jubelgelächter, und ich unglückliches Opfer der Zerstreuung mußte wirklich mit ihnen trinken. Noch ausgiebiger wurde der Scherz, als Martin mit seinen Gefährten zurückkehrte und uns bei den Gläsern fand. Es ist doch sonderbar, daß das Getränk bei diesen jungen Leuten eine solche Rolle spielt! —

* *
*

Den 12. August.

Seit vier Tagen habe ich keine Notizen aufgeschrieben. Müde kam ich abends in das Quartier, denn wir machten tüchtige Märsche. Wir leben in höchster Eintracht zusammen, singen, lachen, reden sehr ernst und wissenschaftlich und treiben Possen wie die Kinder. Ich bin doch aber auch die reine Studentenmutter geworden! Wiesner-Jettchen bat mich vertrauensvoll um Nadel und Zwirn, da er sich einen Knopf abgerissen habe; Orpheus fragte, ob er mit „diesem" Halskragen wohl noch gehen könne, worauf ich um Anlegung eines neuen bat; Martin bettelt um Vorschuß, wahrscheinlich, um in der Herberge hinter meinem Rücken sich selber Durst vorzuheucheln — bekam aber nur etwas kleine Münze; Stips verlangt, daß ich mehr an seine Erziehung wende, denn da man ihn soviel auslache, müsse er doch noch

viel an sich zu arbeiten haben. Er ist mein persönlicher Adjutant und empfindet eine Genugtuung, daß Orpheus und Jettchen eifersüchtig auf ihn werden. Abenteuer haben wir nicht gehabt, bis auf eine recht häßliche Situation, die mich bitter verletzte, wenn auch meine vier Ritter tapfer für mich eintraten.

Wir kamen gestern abend in ein kleines Gebirgsstädtchen, dessen Lage und Bauart uns, trotz des Zwielichtes, ungemein gefiel. Die alte Kirche, die altertümlichen, mit Schnitzwerk geschmückten Häuser, die Brunnen und die Gruppen herum von Menschen und heimkehrendem Vieh, alles gefiel uns und wehte uns behaglich an. Der Gasthof schien sehr empfehlenswert, und bald saßen wir, uns erquickend und ausruhend, an der gedeckten Wirtstafel. Wir waren in den letzten Stunden, bei beschleunigten Schritten, auch in der Unterhaltung so lebhaft gewesen, daß wir uns jetzt am Ziele auch im Erholen und Schweigen ein wenig gehen ließen. Meine Freunde machten Tagesnotizen, ich blätterte in unserem Reisebüchlein. — Da rasselt noch ein Wagen vor. Das holperige Steinpflaster erhöhte sein Geräusch. Und geräuschvoll auch ertönt im Hausflur eine Männerstimme, die mit Wirt und Kellner ziemlich kordial zusammenklang. Gleich darauf wird die Tür aufgerissen, und ein junger Mann trat ein mit der Miene der Sicherheit und des Bekanntseins am Orte. Er grüßte wortreich und spaßhaft um sich her und rief nach der Speisekarte.

„Ein Reiseschwung!“ flüsterte Stips mir zu. Das Signalement des Handlungsreisenden stand in der Tat in den Zügen des Fremden, war in seinem ganzen Wesen ausgeprägt. Von seinem strahlend freundlichen, bis zur Frechheit dreisten Gesicht hing rechts und links ein langer, sogenannter Kotelettebart herab, wohlgepflegt und genau abgezirkelt. Die Kleidung herausfordernd modisch, an den Händen goldene Ringe, eine ganze Handvoll Berlocks an der Uhrkette. — Dieser junge Herr setzte einen Kneifer auf die Nase, musterte uns eine Weile und kam dann geradeswegs auf uns zu. „Sie erlauben, daß ich hier Platz nehme!“ begann er und saß auch bereits neben Martin, der ihn schweigend von oben bis unten betrachtete. „Woher kommen denn die Herrschaften?“ fuhr er mit zudringlicher Freundlichkeit fort, ohne eine Antwort zu bekommen. Denn Martin faßte den neben mir sitzenden Stips beim Rockschoß, um ihn, der arglos Auskunft zu geben pflegte, in Schranken zu halten. „Die schöne junge Dame,“ fuhr er fort, „ist auch mit zu Fuße gekommen, wie der Wirt mir sagte — wohl recht ermüdet? Was? Aber hübsche Gegend? Was? Ja, ja, die jungen Damen! Freue mich, auf Reisen jungen Damen zu begegnen! Fidele Gesellschaft ist die Hauptsache. Was?“

Keine Antwort. Er rieb sich die Hände, entfaltete seine Serviette, und sah mich mit unverschämten Blicken

an. „Ein paar von Ihnen sind wohl Brüder der jungen Dame? Was?"

„Ja!" rief plötzlich ein volles Quartett-Unisono mit starker Betonung.

Der Fremde sah verblüfft einen um den anderen an und schien einen Augenblick über die große Familie zu stutzen. Dann aber ging ein Lächeln durch sein Gesicht, und mit angenehmer Zutraulichkeit sagte er: „Alle vier? Das machen Sie mir nicht weis! Aber schadet nichts — ich bin der fünfte! Kellner!"

Der Kellner hatte bereits einen Champagner-Kühler vor ihm niedergesetzt, jetzt brachte er, nachdem er einen geheimen Auftrag empfangen, eine zweite Flasche und, zu unserem Erstaunen, noch fünf Gläser. „Was wollen Sie da das schlechte Bier trinken?" rief er, die Gläser vollschenkend. „Stoßen Sie mit mir an, auf gute Reisebekanntschaft! Ich trinke das Wohl der jungen Dame!"

Ich stand schnell auf und hob damit auch unsere Tafel auf. Martin lehnte dankend auch für die übrigen ab, und wir schritten in geschlossener Gruppe der Tür zu.

„Aber das wäre ja noch schöner!" rief er uns nach. „So bleiben Sie doch! Wie kann man sich so zieren! Was fange ich denn mit all dem Champagner an?"

Einige von meinen Leuten lachten laut auf, während der Oberkellner uns mit dem Lichte voraus dienerte. Oben hatten wir ein Zimmer mit einem Balkon nach dem Marktplatze hinaus. Dort nahmen wir Platz, um

die Abendkühle noch kurze Zeit zu genießen. Nach einer Weile kam Jettchen, der (ich kann doch nicht sagen „die“ oder „das“?) zurückgeblieben war, jubelnd zu uns mit den Worten: „Ich habe mich beim Oberkellner erkundigt — wißt Ihr, worin er macht? In Lampendochten!“ — Die Nachricht wurde mit schallendem Gelächter aufgenommen. Der gastfreie junge Mann hieß nun bei uns „der Lampendocht,“ und es fehlte nicht an Glossen über ihn.

Am anderen Morgen war ich zeitig bei Wege, und da sich noch keiner von meinen Gefährten blicken ließ, beschloß ich, allein nach der Post zu gehen. Sie war gegenüber am Markte. Ich hatte mein Köfferchen dort zu empfangen, erwartete auch einen Geldbrief vom Onkel. Während ich am Schalter stehe und mit dem Beamten spreche, ertönt eine Stimme über meine Schulter: „Besten Morgen, schöne Dame!“ Erschreckt seh ich um mich und erblicke den „Lampendocht“ neben mir. Es war unangenehm, daß ich eine Weile zu warten hatte. Der junge Herr beachtete die vornehme Ablehnung meines Gegengrußes nicht, sondern fuhr fort: „Gestern abend waren Sie recht spröde! Sind Sie heut' geselliger? Was?“

Ich beantwortete eine Frage des Postbeamten, ohne dem Lampendocht zu entgegnen. Ich hoffte ihn ohne Worte loszuwerden. Doch täuschte ich mich.

„Kann ich Ihnen mit etwas dienen?“ sagte er

flüsternd. „Warum wollen Sie zu Fuße gehen? Lassen Sie Ihre Studenten laufen, und kommen Sie in meinen Wagen! Was?"

Vor dieser Frechheit schrak ich denn doch zusammen. Doch brachte ich nichts über die Lippen als die Worte: „Verlassen Sie mich — ich danke!"

„Ich könnte Ihnen die Reise viel angenehmer machen!" fuhr er fort. „So zu zweien —! Ei was, seien Sie nicht so spröde!"

„Mein Herr" — rief ich bebend — „soll ich mir Hilfe gegen Sie herbeirufen?"

In diesem Augenblick stand Martin in der Tür, die drei anderen hinter ihm. Sie hatten meine letzten Worte gehört. Ich nahm meines Bruders Arm und wollte ihn, ohne Aufsehen zu erregen, mit mir fortführen. Martin aber war nicht gestimmt, so ruhig abzuziehen. „Unverschämter Bursche!" rief er. „Scheren Sie sich zum Teufel! Oder sind Sie nach einer Ohrfeige lüstern?" — Die drei anderen standen mit wilden Blicken da, und, wie mir schien, zu Tätlichkeiten sehr gerüstet, so daß ich, in großer Angst, aus dem Postgebäude hinausdrängte.

Dieser Mensch aber, dieser „Lampendocht," stand mit unerschütterlich frechem Gleichmut, drehte an seinem Kotelettebart und sah uns lächelnd nach. —

Der ganze Tag war mir durch den Eindruck dieser abscheulichen Situation verdorben. Meine jungen Leute

— denen ich jedoch den ganzen Hergang zu erzählen mich nicht entschließen konnte — fühlten es durch und suchten mich mit um so feurigerer Dienstbeflissenheit zu zerstreuen. Gelang es ihnen auch nicht ganz, so bin ich ihnen doch dankbar. Merkwürdig! Sie, vor denen ich anfangs etwas von Furcht gefühlt, sind jetzt der Schutz, unter dem ich mich sicher fühle. Wir sind wie eine Familie zusammen. —

* *
*

Den 13. August.

Heut' nachmittag lagerten wir auf einem Berge und genossen die köstliche Aussicht in die warme, sonnige Landschaft. Da begann Jettchen: „Jetzt müssen wir uns entscheiden! Dort unten liegt Heinrichsbad, unser heutiges Nachtquartier. Wie wird es mit unserem Konzert?“

Dieser mir gar nicht zusagende Plan, ein Konzert zu geben, war nämlich die ganze Reise über lebendig geblieben und fast täglich besprochen worden. Ich hatte anfangs darüber gelacht und nicht mit Ernst in den Scherz hineinreden wollen, da ich weder an den Ernst meiner Gefährten, noch an die Ausführbarkeit glaubte. Inzwischen hatten sie sich mehr und mehr in diese Idee hineingesprochen und geplant, daß mir bange wurde, sie könnten die Tollheit wirklich ausführen. Ich suchte den Plan ins Komische zu ziehen, wohin er denn auch

gehörte. „Wollen Sie durchaus Geschäfte machen?" entgegnete ich dem Sprecher. „Was wird aber aus uns, wenn wir schlechte Geschäfte machen? Wenn Sie mit den ‚heiligen Hallen' und mit dem tiefen C in Schuberts ‚Wanderer' die Kosten nicht decken?"

„Wenn Frau Hedwig an der Kasse sitzt," lachte Jettchen, „kann es uns gar nicht fehlen!"

„Ach, die sitzt ja schon die ganze Reise über bei uns an der Kasse, zwar nicht einkassierend, aber dennoch als Kassenführerin —!"

Stips wurde von dem halb verlegenen Gelächter der anderen unterbrochen, Ramberg aber nahm schnell das Wort: „Eben darum müssen wir darauf denken, unsere Verhältnisse zu verbessern und nicht länger ihre Schuldner zu bleiben!"

„Drückt Sie diese traurige Lage so sehr?" fragte ich.

„O nein, wir leben wie im Paradiese oder im Schlaraffenlande!" rief Jettchen. „Ich bliebe gern mein Lebenlang in dieser Abhängigkeit —"

„In welcher man immer an diejenigen Aussichtspunkte geführt wird, wo es keine Wirtshäuser gibt —" unterbrach Martin. „Glaube dem Schmeichler nicht, Hedwig! Er hat sich erst gestern sehr scharf darüber ausgelassen, daß du gar kein Verständnis für Durst habest —"

„Das ist nicht wahr!" schrie Jettchen. „Ich habe

nur den Wunsch ausgesprochen, Frau Hedwig bekäme einmal so ungeheuren Durst, daß auch wir —"

„Pfui, schämt euch!" rief ich dazwischen — und verschwieg, daß ich wirklich selbst schon seit einer Weile einen solchen Durst empfand, und zwar gerade nach jenem verwerflichen, von ihnen begehrten Getränk, daß ich wer weiß was für ein Glas davon gegeben hätte. „Schämt euch! Wie mögt ihr, die ihr mit euren Gedanken nach etwas Höherem strebt, an so niedrigem Stoffe kleben!"

„Drum rasch wieder zu etwas Höherem!" rief Orpheus. „Beschließen wir gleich, morgen unser Konzert in Heinrichsbad zu geben!"

Man nahm den Vorschlag beifällig auf, und in dem Durcheinander, was sich völlig unparlamentarisch erhob, konnte meine abredende Stimme nicht zu ihrem Rechte kommen. Merkwürdigerweise schwieg Stips schon seit geraumer Zeit und sah wie verträumt in die Landschaft hinunter. — „Helfen Sie mir, lieber Buchner," sagte ich — denn der Name Stips machte ihn von meinen Lippen unglücklich — „helfen Sie mir, diesen eitlen Virtuosen den Unsinn auszureden!"

„Unsinn ist's freilich," begann mein Freund mit Ruhe, „aber wir zwei sind in der Minderheit und der Unsinn wird doch wohl in Szene gehen. Das — mit dem Wiedererstatten aus der Konzertkasse, ist freilich noch größerer Unsinn. Die Sache machen wir später mit

Dionys ab — für I h r e Güte und Liebenswürdigkeit" (er sagte so) „gebührt ein anderer Dank. Ich bin jedoch unter Umständen auch für das Konzert. Wir hörten heut' früh, daß vor einigen Tagen das Schulhaus in Heinrichsbad abgebrannt sei und der arme Schullehrer dabei alles verloren habe. Da schoß mir gleich durch die Gedanken, zu welchem Zweck wir unser Konzert zu geben hätten. Daß Sie als Dame sich nicht daran beteiligen wollen, versteht sich von selbst. Aber auch ich werde nur mitwirken unter der Bedingung, daß die Einnahme dem Abgebrannten zufalle."

„Bravo!" schrie Martin mit einem gewaltigen Liebeshiebe auf Stipsens Schulter. „Bravo!" jubelten die beiden anderen.

„Sieh da!" meinte ich. „Sie sind ja recht schnell von dem Gedanken abgekommen, für Ihre Gläubiger zu wirken!"

„Ach!" entgegnete Jettchen, „wir spaßen immer nur, wenn wir vom Bezahlen unserer Schulden reden!"

„Saubere Sippschaft!" rief ich, indem ich mich lachend mit den übrigen erhob. Sie hatten nun keine Ruhe mehr, es mußte im Sturmschritt nach Heinrichsbad hinuntergeeilt werden. — Was sollte ich machen? Meine Einwilligung zu dem Konzerte konnte ich nicht geben; aber, wie es scheint, kann ich die Torheit schon nicht mehr abwenden, und all meine Gegenrede ist umsonst.

In Heinrichsbad — übrigens einem ganz entzückenden kleinen Kurort — angelangt, nahmen wir Wohnung im Kurhause und erhielten einige recht hübsche Zimmer, ich sogar wieder eins mit einem Balkon nach der Brunnenpromenade heraus. Ich weiß nicht — es war, als hätte man uns erwartet, uns die Zimmer reserviert. Der Wirt, die Dienerschaft über die Maßen zuvorkommend! — Bei der Abendmahlzeit nahmen die jungen Leute den Wirt vor und teilten ihm ihren Konzertplan mit. Er schien überrascht, aber sehr bereit, ihnen den Saal umsonst zu überlassen. „Könnte nicht" — sagte er — „hinterher ein Ball arrangiert werden? Junge Damen sind genug hier, aber es hat immer an Tänzern gefehlt. Jetzt, da gleich vier junge Herren —"

Mein Quartett schrie fast vor Entzücken bei diesem Vorschlag, und ich fühlte mit Kummer und Befangenheit, daß meine Autorität im Wirbelsturm der Ereignisse sich verflüchtigte. Martin wurde gastfrei und bestellte Wein, die ganze Gesellschaft benahm sich in der Vorfreude so komisch, daß ich, trotz meiner Gegensätzlichkeit, nicht aus dem Lachen kam. „Aber, Kinder!" rief ich. „So nehmt doch Vernunft an! Kann es euch denn leicht ums Herz sein bei dem Gedanken, die ganze Badegesellschaft aufzurufen, euch vor einem Publikum zu produzieren, das doch wohl schon Besseres gehört hat?"

„Ach was! Der Zweck heiligt die Mittel!" rief Martin.

„Aber eure Garderobe! Ihr könnt doch so unmöglich auftreten! Noch dazu auf einem Balle!“ Ich hatte dabei vorwiegend den Anzug meines Freundes Stips im Auge.

Der Wirt hatte die letzten Worte gehört. „Darum machen Sie sich keine Sorgen!“ tröstete er heiter. „Wenn es heißt, vier Herren Studenten geben ein Konzert mit Ball auf der Durchreise und noch dazu für die Abgebrannten, so hält man ihre Toilette für ausgezeichnet, sie mag sein, wie sie will. Wir sind hier nicht so ängstlich — eine neue Flasche? Sogleich!“

Meine Leute nannten den Wirt einen „famosen Kerl,“ und meine Befürchtungen wuchsen. Ich zog mich früher zurück. Wenn man nur wenigstens meinen Freund Stips etwas präsentabler herstellen könnte! Das Kostüm der anderen mochte hingehen. Diese verkehrten Burschen! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! —

* *
*

Den 18. August.

Wo mir der Kopf steht —? Wenn ich das vor fünf Tagen nicht wußte — denn solange bin ich nicht an diese Notizen gelangt, — so weiß ich es heute erst recht nicht. Mir ist ganz wirr, als läge ich im Traume und müßte aus all diesen bunten Ereignissen plötzlich zur gewöhnlichen Wirklichkeit erwachen. Da sitze ich in einem fremden Hause, bin getrennt von meinen Reise=

gefährten, die beinah im Groll von mir geschieden sind — die schöne Wanderschaft hat eine unerwartete Wendung, möglicherweise für mich ein Ende genommen. Da sitze ich und soll mich ausruhen — gerade so wie im Hause Neuenburg, ich mochte das Bedürfnis dazu haben oder nicht. Aber Zeit habe ich nun wieder zum Schreiben und will versuchen, die Erlebnisse in geordneter Reihe aufzuzeichnen.

Als ich am Morgen nach unserer Ankunft in Heinrichsbad auf den Balkon hinaustrat — ich hatte etwas bessere Toilette gemacht, da mein hier angelangter Koffer mir das erlaubte — erblickte ich eine Gruppe von zwei älteren Damen und einem Herrn, welche lachend ein an einen Baum geheftetes Plakat lasen. „Es ist ein Studentenwitz," sagte der Herr, „aber ich bin überzeugt, alles am Orte, was Beine hat, wird kommen. Sie sollten auch bis morgen noch bleiben, meine Damen!" — „Es ist bereits beschlossen!" entgegnete eine der Damen. „Ein solches Ereignis in Heinrichsbad darf man sich nicht entgehen lassen." Die Gesellschaft wendete sich um, wurde meiner ansichtig, flüsterte untereinander und schien mich aufs Korn zu nehmen. Ich zog mich in mein Zimmer zurück.

Da öffnete sich die Tür, und Stips trat herein, aber in einer Umwandlung, daß ich vor Erstaunen die Hände zusammenschlug. Er trug einen schwarzen Gesellschaftsanzug, weiße Krawatte und weiße Handschuhe,

sein Gesicht strahlte vor Genugtuung. „Was sagen Sie dazu?“ rief er, indem er vor den Spiegel trat, an seinem Frack rückte und zog, und sich ein Ansehen gab — unternehmend bis zur Gefährlichkeit! Ich kämpfte mit dem Lachen, indem ich ihm zusah. Dann wendete er sich zu mir, und als er mein lila Sommerkleid erblickte, rief er: „Ach, Sie haben sich ja auch sehr schön gemacht! Jetzt werden wir auch durch unsere Erscheinung Ehre einlegen!“

„Aber lieber Buchner“ — lachte ich ihm ins Gesicht — „wie kommen Sie in diese Kleider?“

„Ich konnte doch in meinem Reiseaufzuge nicht im Konzert oder auf dem Ball erscheinen!“ rief er. „Da fand sich, daß der Kellner von meiner Statur ist, er hat mir seinen Staatsanzug gegeben — sitzt er nicht wie angegossen?“

Das fand ich nun freilich nicht. Der Kellner mußte wohl breiter in den Schultern sein, denn der Frack warf im Rücken starke Falten, auch schienen mir die Ärmel zu lang. Der Träger des geborgten Kleidungsstückes aber schien in kindlicher Zufriedenheit davon keine Notiz nehmen zu wollen, und ich stand, halb lachend, halb gerührt in die Betrachtung meines merkwürdigen Freundes versunken.

Da stürmte Martin herein. „Alles in Ordnung!“ rief er. „Man will sich bereits um die Billets reißen! Da wir aber keine haben, müssen wir die Völkerschaften

auf die Abendkasse vertrösten. Hedwig — drei reizende junge Mädchen waren nach Billets da! Ich habe mich gleich mit allen dreien zum Tanz engagiert."

„Und sie gingen darauf ein?"

„Na natürlich! Warum denn nicht! Ganz vergnügt gingen sie darauf ein. Jetzt aber, Stips, ist die höchste Zeit zur Probe. Die Brunnenpromenade ist vorüber, und da es, wie der Wirt sagt, um diese Stunde hier zu sonnig ist, kommen jetzt die Leute nicht her, es ist die einzige Stunde zum Probieren. Die anderen sind schon unten am Flügel. Wir schließen den Saal zu. Hedwig, hier hast du ein Programm!" Aufgeregt stürzten sich die beiden Jünglinge aus dem Zimmer und ließen einen beschriebenen halben Bogen Papier in meinen Händen — das Programm, in dessen Studium ich mich nun ungestört versenken konnte. Schauderhaft — und lächerlich zugleich! Ich las:

„Großes Extra-Reise-Konzert der Gebrüder Fliedermüller, zum Besten der Abgebrannten." Fünf Quartetts waren angesetzt, dazwischen vier Sologesänge. Beethoven's Adelaide und Schumann's „Du meine Wonne, Du mein Schmerz," vorgetragen von „Orpheus Fliedermüller." Schubert's „Wanderer," und die „heiligen Hallen" aus der Zauberflöte, vorgetragen von „Jettchen Fliedermüller." — Ich entsetzte mich! Dies öffentlich anzuschlagen! Denn ein gleiches Programm prangte an dem Baum drüben. —

„Die Quartetts," hieß es weiter, „werden von den vier Brüdern Fliedermüller gesungen werden. Die Begleitung der Gesänge hat der jüngste der Familie, der kleine „Stips Fliedermüller" übernommen." — Himmel! Sicherlich wußte mein Freund Stips nichts, hatte sich in seiner Toilettenaufregung nicht um die Abfassung des Programms gekümmert! Zum Schluß hieß es: „Nach dem Konzert Bal paré. Die Damen erscheinen in Güte, Liebenswürdigkeit und Nachsicht, die Herren in guter Laune und freundlichem Entgegenkommen."

Das Blatt sank mir aus den Händen und ich auf einen Stuhl. Welcher Beurteilung setzten mich diese übermütigen Burschen aus! Ich konnte mich vor den Leuten gar nicht sehen lassen. Und unten hielten sie bereits Probe, während ich aufgeregt in meinem Zimmer auf- und niederschritt. Was sollte ich nun anfangen? Mir fing die Zeit an lang zu werden. Draußen war es um diese Stunde still und leer, ich glaubte wenigstens in der unmittelbaren Nähe des Hauses einen kleinen Spaziergang unbeachtet wagen zu können. So ging ich hinunter, von Wirt und Kellnern, die nach meinen Befehlen fragten, auf das Höflichste begrüßt. Ich streifte am Musiksaale vorüber. Da hörte ich, wie der Sänger der „Adelaide" in einen von mir schon öfter gerügten Fehler verfiel und pochte mit meinem Sonnenschirm an das Fenster. Martin öffnete: „Sage doch Ramberg," so bat ich, „daß er die Stelle: „Und Nachtigallen flöten —"

nicht so durch die Nase singe! Es klingt eher nach Klarinetten, als nach Flöten." Auch Wiesner-Jettchen erschien am Fenster. „Ach, wie reizend angezogen!" rief er, den ich heut' noch nicht begrüßt hatte. „Lila ist meine Lieblingsfarbe! Kann ich das Vergnügen haben, heut' Abend den ersten Walzer mit Ihnen zu tanzen?"

„Sehr fein und artig!" rief ich. „Eine Dame durch das Fenster zu engagieren!"

„Ich komme hinaus!" Der Unband machte Anstalten aus dem Fenster zu steigen. Ich bat himmelhoch und sah, wie er vom Martin am Rockschoß festgehalten wurde. „Geht, geht!" rief ich. „Ich bin böse auf Euch alle!" — Ich schritt hastig davon und in einen schattigen Gang des Parkes hinein, vergessend, daß ich mich nicht aus der Nähe des Hauses hatte wagen wollen. Es war sehr still und angenehm, Ramberg's Stimme verklang in der Entfernung, ich konnte mich bald ganz allein und unbeobachtet glauben. Da biege ich um eine buschige Ecke, und erblicke zwei alte Damen auf einer Bank sitzen, beide in Lesen vertieft. Es mußten dieselben sein, die ich heut' schon von meinem Balkon aus gesehen hatte. Rasch will ich kehrt machen, zugleich aber blicken die beiden Lesenden auf, sehen mich überrascht, aber freundlich an und erheben sich grüßend. Schon tun sie einen Schritt mir entgegen, und ich muß, den Gruß erwidernd, stehen bleiben.

„Wie freuen wir uns —"

„Es ist uns sehr angenehm —"

„Sie verzeihen unsere Dreistigkeit —"

„Sie werden es nicht übel deuten —"

So begannen sie eine Wechselanrede in freundlichstem Tone, begleitet von altmodischen, aber graziösen Knixen.

„Sie sind uns bereits angekündigt —"

„Wir waren schon neugierig —"

„Der Zufall ist wirklich recht glücklich —"

„Wir haben die Nichte des Herrn Hofmarschall von P. zu begrüßen —"

„Es muß Ihnen sonderbar erscheinen, daß wir —"

„Aber die Reisefreiheit wird auch unsere Annäherung entschuldigen —"

So ging es fort unter Knixen und Verbeugungen, immer einen Schritt weiter, bis wir dicht vor einander standen. Ich fühlte, daß ich dunkelrot wurde, und konnte in meiner Verlegenheit kaum die üblichsten Begrüßungsworte stammeln. Die zuvorkommende Freundlichkeit der alten Damen war gleichwohl unwiderstehlich. Ich mußte zwischen ihnen auf der Bank Platz nehmen. „Nun, wir werden heut' Abend ein musikalisches Fest haben?" begann die eine wiederum. „Einen hoffentlich recht heiteren Abend!" fuhr die andere fort.

Ich glaubte nichts Eiligeres zu tun zu haben, als zu erklären, daß diese Torheit ganz gegen meinen Willen ins Werk gesetzt werde, und daß ich vor dem Ausgang in großer Angst, ja, daß ich sogar auf meine unartigen

Reisegefährten recht ungehalten sei. „O, darüber sollten Sie ganz ruhig sein!“ meinte meine rechte Nachbarin. „Jedermann sieht ja,“ nahm die linke das Wort, „daß es sich hier um einen Studentenspaß handelt. Übrigens haben wir schon von Ihren musikalischen Leistungen gehört, die uns als höchst anmutig geschildert worden.“ — Durch wen denn nur in aller Welt? dachte ich. — „Und Sie werden uns auch etwas zum Besten geben?“ fragte wiederum die rechte, während die linke Nachbarin näher rückte. Ich verneinte es mit Verwahrung. — „Nicht?“ rief die rechte. „Aber Sie stehen doch auf dem Programm als Jettchen Fliedermüller —“ sie lächelte dabei, und die linke lächelte schalkhaft zurück. Jetzt mußte ich auch lachen. Ich erzählte ihnen, wer Jettchen sei. Beide klatschten vergnügt in die Hände und lachten mit mir. „Aber siehst du, Schwester Ludowike —“ begann die rechte.

„Ja wohl, Schwester Rosalinde, du hattest ganz recht. Denn wissen Sie, meine Liebe — wir wunderten uns, daß Sie die „Heiligen Hallen,“ also eine Baßarie, singen würden — wir sind nämlich auch etwas musikalisch — und Schwester Rosalinde meinte, dahinter müsse noch ein Scherz stecken. Schwester Rosalinde hat immer recht.“

„Nun, liebe Ludowike, du bist zu gütig — ich dachte nur so! Also auch den Wanderer werden Sie nicht singen? Nun, verdenken mag ich es Ihnen nicht. Sie überlassen

es den jungen Männern. Aber es ist recht schön, daß Sie dem Völkchen den Spaß erlauben."

„Der Zweck ist ja auch ein sehr guter," fuhr Ludowike fort, „und nimmt sogleich für die jungen Leute ein. Die Beteiligung wird gewiß allgemein sein."

Die ausnehmende Freundlichkeit und Toleranz der alten Damen, die sich mir als zwei Fräulein Schönberg vorstellten, gewann mich und machte mich zutraulicher. Ich sprach ihnen meine Befürchtung aus, daß sie übel von mir denken müßten, da ich mit vier Studenten durch die Welt vagabundierte, und gestand ihnen, daß ich meinen Ruf gefährdet glaubte bei dem Treiben der jungen Männer in Heinrichsbad. Allein auch darüber dachten sie duldsamer. Es sehe ja doch jedermann ein, daß die Sache nicht von mir ausgehe, meinten sie. Überdies stehe die Nichte des Hofmarschalls von P. in zu hoher Achtung, als daß man ihr darum Übles nachsagen werde. „Aber woher kennt man mich denn hier?" fragte ich. „Durch wen bin ich mit meinen Gefährten angekündigt?"

Schwester Rosalinde sah Schwester Ludowike an, und Schwester Ludowike gab Schwester Rosalinde den Blick zurück. „Nun, Ihre Namen stehen ja wohl seit gestern Abend im Fremdenbuche?" sagte plötzlich die letztere. „Ja, ich denke im Fremdenbuche!" meinte die erstere. Es konnte sein, ich wußte es nicht. Aber das war doch noch keine Ankündigung. Hier mußte ein Geheimnis stecken. Ich ließ es auf sich beruhen, da die Damen etwas

verlegen schienen. Auch kamen sie schnell auf etwas anderes. Ich mußte vom Haus Neuenburg erzählen, denn beide hatten den Onkel einst „sehr gut" gekannt, in ganz unvordenklicher Ur-Urzeit. An mich sollte damals noch nicht zu denken gewesen, meine Mutter selbst noch in Kinderschuhen gegangen sein. Damals also kannten sie den Onkel, und Schwester Rosalinde schlug die Augen nieder, als Schwester Ludowike das „sehr gut" betonte. Und wie ich nun erzählte, begleitete mich ihre Teilnahme durch fortgesetztes freundliches „Hm" und „Mh" — „Mh!" machte Schwester Ludowike beklagend, da die mancherlei Leiden des Onkels zur Sprache kamen, aber ein zustimmendes „Hm!" folgte bei der Erklärung, daß er sie doch mit Güte und Gelassenheit ertrage. „Mh!" klagte Ludowike über die Kränklichkeit der Tante, und „Hm!" stimmte Rosalinde bei, als ich sie doch eine treffliche Frau nannte. So ging es fort „Mh! Hm!" wie ein wohlwollendes Uhrwerk — Tick, Tack — „Hm! Mh!" zustimmend und beklagend.

Inzwischen kam die Mittagsstunde heran, und wir erhoben uns, um nach dem Kursaale zurückzugehen. Die Damen empfahlen sich mit einem sehr freundlichen: „Auf Wiedersehen!" Wir waren bereits ganz gute Freunde geworden.

„Was hast du dir denn da für ein Paar alte Schachteln zugelegt?" fragte Martin, der mich bereits gesucht hatte.

„Schäme dich!“ rief ich. „Wenn Ihr mich allein laßt, muß ich wohl Bekanntschaften auf meine eigene Hand machen.“

Da ich mit meinem Vierblatt nicht an der gemeinsamen Tafel zu erscheinen wünschte, hatte ich unser Mittagsmahl in meinem Salon servieren lassen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es ging heut' bei uns ziemlich hoch her. Die Aufregung und gute Laune machten sich geltend, und ich ließ mich so weit fortreißen, daß ich, der unabänderlichen Tatsache gegenüber, meinen Widerwillen gegen das Konzert überwand. Der Zuspruch der beiden alten Damen mochte mich ermutigt haben. Wir stießen auf gutes Gelingen an, und ich hatte für wiederholte Toaste auf meine vorzüglichen Eigenschaften zu danken.

Schon nachmittags wurde es belebter vor dem Kurhause. Alle Tische füllten sich mit Kaffeegästen, die jungen Damen waren bereits in luftiger Tanztoilette. Ich wagte mich nicht hinunter, sah aber meine vier Gefährten mitten unter den Gruppen der Gesellschaft. Man stellte vor, versprach sich zum Tanz, es war eine sehr angeregte Munterkeit. Ich saß inzwischen in meiner freiwilligen Vereinsamung oben, mir graute vor dem Augenblick, da man sagen würde: „Da ist auch Mutter Fliedermüller!“ Er sollte denn auch kommen und mußte überwunden werden.

Schon dunkelte es, die Gesellschaft strömte in den

Konzertsaal. Da stürmte Stips, gerötet vor Aufregung in mein Zimmer, um mich abzuholen. Es sei schon ganz voll, sagte er, doch habe er in der ersten Reihe einen Platz für mich aufgehoben.

„Denken Sie nur," rief er, „Er" ist auch da!"

„Wer?" fragte ich.

„Nun, der „Herr zu Pferde!" Ich habe ihn gesprochen. Er fragte, ob Sie nicht bald herunterkommen würden?"

„Der fehlte mir hier gerade noch!" dachte ich, indem ich Handschuhe und Spitzenshawl anlegte. „Noch eins, lieber Buchner!" sagte ich. „Streben Sie nicht so sehr über Ihre Verhältnisse hinaus — recken Sie sich nicht so entsetzlich! Die natürliche Höhe kleidet Sie viel besser."

Er versprach und dankte halb verlegen und reichte mir den Arm, den ich jedoch in aller Freundschaft ablehnte. — Der Saal war wirklich voll. Doch zog ich es vor, anstatt des mir bewahrten Platzes in der ersten Reihe, einen leeren Stuhl in der dunkelsten Ecke, nahe an der Tür, zu wählen.

So begann denn nun das Konzert, anfangs von meinem ziemlich beängstigten Herzklopfen begleitet. Die „Gebrüder" trugen sämtlich weiße Handschuhe, welche ein Laden in Heinrichsbad geliefert hatte. Gleich das erste Quartett errang sich lebhaften Beifall. Und als darauf Sarastros Arie in Szene gehen sollte, gesungen von

„Jettchen Fliedermüller,“ und anstatt einer Dame sich ein schlanker und wirklich recht hübscher Jüngling verbeugte, erhob sich ein kicherndes Flüstern, und der Name „Jettchen“ kam und ging über alle Lippen. Man war, wie es schien, nicht mehr verwirrt über den Zusammenhang, der Nachmittag hatte ihn, zur Belustigung der jungen Damen, bereits aufgeklärt.

Wiesner, mit Recht der Stolz des Quartetts, sang sehr gut. Man war erstaunt, aus dieser fein gebauten Gestalt eine so mächtige Stimme zu vernehmen und spendete endlosen Beifall. — Einem so wohlwollend angeregten Publikum gegenüber konnte ich denn ruhiger sein und dem Konzert freien Lauf lassen.

Da, während einer Pause, bemerke ich, wie in der ersten Reihe meine beiden alten Damen sich erheben und ihre Blicke suchend durch den Saal schweifen lassen. Sie waren beide hochgewachsene Gestalten, aber noch eine höhere männliche erhob sich mit ihnen, in welcher ich mit Bestürzung niemand anders erkannte, als den „Herrn zu Pferde.“ Er war zwar zu Fuße, und von meiner Seite war es nicht Furcht, von ihm niedergeritten zu werden, als er plötzlich durch den Saal kam, um sich, wie ich richtig befürchtet hatte, zu mir zu drängen. Er mußte eine hier sehr bekannte und angesehene Persönlichkeit sein, denn viele grüßten ihn achtungsvoll und vieler Augen folgten ihm. Himmel, jetzt mußte „Mutter Fliedermüller“ entdeckt und erkannt werden — man

wendete sich von allen Seiten nach mir um! Der „Herr zu Pferde" stand neben mir, grüßte und sprach mich an, indem er sich unter dem Namen Dornstein vorstellte. Er sprach seine Freude über das wiederholte Zusammentreffen aus und entschuldigte sich, daß er seine persönliche Vorstellung bisher unterlassen habe. Namen täten bei flüchtigen Reisebekanntschaften in der freien Natur so wenig, meinte er; erst wo die Gesellschaft uns einschließe, begönnen Namen und bedingendere Formen. Ich glaube nicht, daß ich viel darauf entgegnete. Er sprach darauf von den Leistungen meiner Gefährten, brachte mir die Bitte seiner beiden Tanten, der Fräulein Schönberg, vorn bei ihnen Platz zu nehmen — die beiden Damen nickten und winkten herüber — und fragte, ob ich seinen Arm nehmen wollte? Allein dazu konnte ich mich nicht entschließen, und zum Glück wurden die Verhandlungen unterbrochen, da die „Gebrüder" sich zum Quartett, welches den zweiten Teil einleitete, rüsteten. Freilich blieb der „Herr zu Pferde," oder vielmehr der Freiherr von Dornstein, wie ich ihn in meiner Umgebung nennen hörte, hinter meinem Stuhle stehen und machte dadurch, wie ich merkte, meinen Platz zu einem Gegenstande der Beobachtung. Inzwischen sang Orpheus die Adelaide, und wußte sich, trotzdem er nach Tische über Magenschmerzen geklagt hatte, recht leidlich aus der Sache zu ziehen. Auch wurde das Publikum durch einige Klarinettentöne, die denn doch wieder zum Vorschein kamen,

nicht wesentlich gestört. Ich vernahm einige Stimmen, die das Aussehen des jungen Mannes als sehr interessant erklärten. Und endlich wurde das letzte Quartett, eine „Huldigung an die Schönen," gesungen und da capo begehrt, und unter heiterster Befriedigung und reichlichen Beifallspenden war man am Schlusse des Konzertes angelangt.

Ich flog, mit leichtem Gruß gegen meinen Nachbar, auf die Tür zu und war die erste aus dem Saale, um rasch mein Zimmer wieder zu gewinnen. Unten hörte ich langedauerndes Geräusch, die Stühle wurden gerückt, um den Saal zum Tanze frei zu machen. Draußen aber stand das Publikum in Gruppen, unter Lachen und Vergnüglichkeit. Ich hoffte, meine Absicht durchzusetzen und an dem weiteren Verlauf des Gesellschaftsabends nicht teilzunehmen. Aber es sollte anders kommen.

Denn es wurde an meine Tür gepocht und herein traten Schwester Ludowike und Schwester Rosalinde, um mir einen Besuch zu machen und mich einzuladen, heut' abend ihr Gast zu sein. Meine freundliche Ablehnung sollte nicht gelten. Daß meine Lage bisher schon bedenklich genug sei, daß ich sie durch Eintritt in einen Tanzsaal nicht noch auffallender machen wollte — die Damen wußten für alles Beschönigungen. „Und dann, engliches Kind," schloß Schwester Ludowike, „in unserer Gesellschaft haben Sie nichts zu befahren, denn, wie anmaßend es klingen möge, wir gelten hier etwas, unter unseren

Flügeln werden Sie keiner üblen Meinung ausgesetzt sein.“ — Was sollte ich machen? Ich ließ mich überreden.

Ein Tanz war eben zu Ende, als wir hinunterkamen, und meine vier treulosen Kavaliere flogen auf mich zu, um mich aufzufordern, obgleich ich ihnen schon bei Tische jeden Tanz abgeschlagen hatte. Während sie noch bettelten — wenigstens drei von ihnen — trat Herr von Dornstein zu uns. Er sagte seinen Tanten eine Artigkeit, daß sie es verstanden hatten, mich zur Gesellschaft zu bringen, und fuhr dann, zu meinen Gefährten gewendet, fort: „Sie haben uns künstlerisch so schön bewirtet, daß Sie mir schon erlauben müssen, von jetzt ab den Wirt zu machen. Die Herren lassen es sich hoffentlich gefallen, meine Gäste zu einem kleinen Souper zu sein.“

„Darf ich um Ihren Arm bitten?“ so wendete sich Schwester Ludowike lächelnd an Martin, während Orpheus und Jettchen sich in der Hast förmlich stießen, um Schwester Rosalindens Arm zu gewinnen. Glück und Gewandtheit entschieden für den jugendlichen Bassisten. Ich ergab mich in mein Schicksal, nahm Dornsteins Arm und führte den Zug mit ihm zur Veranda, wo eine lange, geschmückte Tafel, zwischen italienischen Lampen und Ballons, die im Weinlaub aufgehängt waren, der Gesellschaft harrte. Es waren noch einige Familien daran beteiligt. Obenan saß Schwester Ludowike, als die älteste, dann folgte ich, neben mir Dorn-

stein, uns gegenüber Schwester Rosalinde. Meine Reisebegleiter machten bunte Reihe mit der schönen Jugend. Da wurde viel gelacht und gejubelt, und ich bemerkte, daß Dornstein, der öfter aufstand, um nach den Flaschen zu sehen, von meinen Leuten, besonders von Stips, schon recht kordial behandelt wurde. Die Sitzung währte nicht lange, da die Tanzlust der Jugend keine Ruhe ließ. Doch gab es einige Toaste während der Tafel. Einen brachte der pensionierte Hauptmann Kurzhals aus auf die „Gebrüder Fliedermüller“ — (allgemeines Lachen erhob sich bei diesem Namen), indem er ihnen dankte für den schönen Zweck ihres Konzertes. Die reichliche Einnahme werde den Abgebrannten überliefert werden und den jungen Künstlern eine ebenso große Dankbarkeit bei diesen sichern, als sie auf eine freundliche und angenehme Erinnerung bei den Gästen von Heinrichsbad rechnen könnten. Nach dem Hauptmann nahm Martin das Wort — ich sah befangen auf meinen Teller, denn ich hatte ihn nie in größeren Kreisen reden hören und glaubte auf alles gefaßt sein zu müssen. Zu meiner Überraschung aber sprach er recht fließend und wohlgesetzt, dankte den Gästen für ihre gütige Unterstützung und für die Nachsicht, mit der sie den übermütigen Scherz, sowie die Leistungen der Familie Fliedermüller aufgenommen hätten. — Kaum waren noch die Gläser verklungen, als Stips wie ein Pfeil emporschnellte, auf einen Stuhl sprang und mit durchdringendem Tone seine Stimme erhob: „Man hat

das Wohl der Familie Fliedermüller ausgebracht (so sagte er ungefähr), aber vergessen wir auch nicht derjenigen Familie zu gedenken, welche schon vor unserer Ankunft, wie ich höre, so ausgiebig für jene Abgebrannten gesorgt hat und unter deren Schutze allein der Name Fliedermüller sich einer nachsichtigen Beurteilung erfreuen durfte. Es lebe der Besitzer von Heinrichsbad, Freiherr von Dornstein! Es leben die Beschützerinnen von Heinrichsbad, die Fräulein Ludowike und Rosalinde Schönberg!" — Dieser Toast, welcher mir einige ganz neue Eröffnungen brachte, schlug merkwürdig durch. Alles erhob sich unter Hoch! und Bravo! und drängte nach unserer Seite der Tafel hin, um mit den Gefeierten anzuklingen. Man ließ sich nach dieser tumultuarischen Erhebung nicht wieder nieder, sondern eilte in den Saal, um den Tanz von neuem zu beginnen. Nur ein kleiner Kreis blieb um uns versammelt, darunter der Hauptmann. Er war, wie ich erfuhr, seit zwanzig Jahren auch im Winter ansässig in Heinrichsbad und spielte hier eine bevorzugte Rolle. Die beiden alten Damen hatten ihren Landsitz nur eine Stunde von hier und nahmen nach alter Gewohnheit in jedem Sommer einige Wochen Aufenthalt in dem Kurorte. Diese drei Personen bildeten die lebendige Chronik von Heinrichsbad, aber eine wohlwollende, menschenfreundliche, sehr nachsichtige Chronik. Der Hauptmann kannte meinen Onkel auch aus alter Zeit und erzählte dies und jenes aus der Vergangenheit.

Dornstein ging ab und zu. Es war mir recht, daß er mich nicht in eine besondere Unterhaltung verwickelte, ich dankte es ihm, daß er meinen Entschluß, nicht zu tanzen, achtete, und mich gar nicht aufforderte. Als er einmal aus dem Saal zurückkehrte und neben mir Platz genommen, begann er: „Sie haben da unter Ihren Reisegefährten einen recht merkwürdigen kleinen Mann! Ich bin schon Freund mit ihm geworden, er hat mir sogar erzählt, woher seine besonders elegante Toilette stammt." Ich mußte lachen und den alten Damen, welche uns neugierig ansahen, berichten. Einmal im Erzählen, plauderte ich aus, was mir mein Bruder über Stipsens Verhältnisse und seinen Charakter mitgeteilt, sowie, was ich selbst während der Reise in ihm erkannt hatte. Die Damen hörten aufmerksam zu und jenes wohlwollende Uhrwerk war mit „Mh! Hm!" und „Hm! Mh" wieder aufgezogen.

Nach einer Weile begann Schwester Ludowike: „Ich hätte einen recht großen Wunsch, liebes Engelchen —"

„Ach, es wäre gar zu lieb, wenn Sie ihn erfüllten!" rief bereits Schwester Rosalinde, während ich von einer zur anderen sah.

„Wir wohnen nicht weit von hier," fuhr die erste fort. „Sie würden uns sehr erfreuen, wenn Sie uns Ihren Besuch gönnten!"

„Es ist auch gar nicht so übel bei uns!" meinte Rosalinde. „Die Gegend recht hübsch. Musik kann auch gemacht werden. Wie schön wäre es, wenn Sie Woh-

nung bei uns nähmen! Ihre Gefährten holten Sie dann auf der Rückreise von uns ab."

„Und wir stellten Ihnen endlich den Wagen, der die ganze Gesellschaft wohlbehalten wieder nach Haus Neuenburg zurückführte."

Ich glaubte aus diesen, wenn immer sehr gütigen Vorschlägen herauszulesen, daß die Damen meine fernere Fußwanderung mit den jungen Leuten nicht recht billigten, dennoch aber suchte ich dankend abzulehnen, der Sache sogar eine heitere Wendung zu geben. Meine Söhne würden der mütterlichen Leitung entbehren, meinte, ich, würden sich auch wohl gar gegen meine Abtrünnigkeit auflehnen.

„O!" sagte Ludowike, „das wäre doch wohl einzurichten." Und zu ihrem Neffen gewendet: „Lieber Gebhard, wenn du das in deine Hände nähmst? Was meinst du?"

Darauf Rosalinde: „Vielleicht ließen sich die jungen Herren auch bereit finden, inzwischen einen Besuch bei dir zu machen, lieber Gebhard?" Und zu mir gewendet: „Unseres Neffen Wohnsitz liegt kaum zwei Meilen von dem unserigen. Er hat sehr viel Platz, denn leider wohnt er allein in dem großen Hause. Wie denkst du darüber, lieber Gebhard?"

Dornstein schien ausweichen zu wollen. Er zweifelte, ob er den jungen Leuten die Einsamkeit des Hauses anbieten dürfe. Auch sei es nicht wohlgetan, fremde Reise-

pläne zu kreuzen. Mit rascher Wendung kam er dann auf seine Universitätsjahre, und wie er sich ihrer und mancher Fußwanderung mit akademischen Freunden mit Vergnügen erinnere. Allein von dieser Abschweifung brachten ihn die Damen wieder zurück. Sie drängten mich mit freundschaftlichen Bitten, trieben mich so in die Enge, daß ich mir keinen Rat wußte, als den Ausweg, die Sache morgen früh im Kreise meiner Reisegefährten zur Beratung zu bringen. Die Damen waren nicht einverstanden, gaben sich aber zufrieden, da Dornstein meine Partei nahm.

Inzwischen war es spät geworden, Mitternacht vorüber, es sollte nicht länger getanzt werden, trotz der Gegenvorstellungen und Bitten der Jugend. Man verabschiedete sich, gewiß auf manchen Seiten bedauernd, daß die schöne Gegenseitigkeit, welche sich angesponnen, eine so vorübergehende sein sollte. Ich mußte meinen Gönnerinnen ein Wiedersehen und eine hoffentlich günstige Entscheidung auf morgen früh versprechen, während Dornstein und meine Gefährten mit vielem Händeschütteln von einander Abschied nahmen. — Die Meinen behaupteten, einen himmlischen Abend verlebt zu haben, und ich müßte doch nun einsehen, daß alle meine Befürchtungen unnütz gewesen. Das einzige Traurige dabei wäre, daß ich nicht hätte tanzen wollen — fügte der galante junge Bassist hinzu. An Schlafengehen war bei

ihnen noch nicht zu denken, ich hörte sie noch lange unter meinen Fenstern plaudern und lachen. —

Der Tag begann uns am anderen Morgen etwas spät. Die Brunnenpromenade war fast vorüber, als meine Langschläfer sich bemerklich machten. Da mir im Freien jedoch noch zu viel Gesellschaft war, bestellte ich das Frühstück in unseren Salon. Nach dem Kaffee faßte ich mir ein Herz und rückte mit dem Vorschlag der alten Damen heraus.

Meine Leute sahen mich schweigend und ganz bestürzt an. Keiner schien zuerst das Wort nehmen zu wollen. Endlich begann Martin, halb vorwurfsvoll, halb traurig: „Ach, Hedwig! Tu doch das nicht! Du willst zu den beiden alten Schachteln gehen, und wir sollen ohne dich weiterwandern?"

„Ich schätze diese Familie sehr," so äußerte sich Stips, „aber — die ganze Reise wäre zerstört!"

Und darauf Wiesner-Jettchen: Ich könnte es Ihnen nicht verdenken — wir haben Sie doch gestern sehr vernachlässigt und eigentlich unrecht gehandelt — Sie sind im Recht, wenn Sie sich bessere Gesellschaft suchen, als wir sind — aber es wäre doch gar zu schade!"

Endlich der Tenor, der heut' entsetzlich blaß aussah: „Nein, zu verargen ist es Ihnen nicht. Aber wir anderen können nun einpacken mit unserem Reisevergnügen!"

„Hedwig!" nahm Martin wieder das Wort, „ver-

zeih', eigentlich waren wir undankbar gegen dich! Wir wollen nichts wieder gegen deinen Willen durchsetzen. Wenn du willst, so bleiben wir von nun an ganz unter uns! Geh nicht zu den fremden Leuten!"

„Also wäre es meinen Reisegefährten lieb und von Wert, wenn ich bei ihnen bliebe?" fragte ich, im Kreise blickend. — Ein lautes vierstimmiges Ja! antwortete mir, und alles stürmte nun mit Bitten auf mich ein. — Ich weiß nicht, mir wurde zu Mut wie Karl Moor, als er sich auf Leben und Tod zu seinen Räubern schwur. „So bleiben wir zusammen!" rief ich, die Hände rechts und links hinreichend und in den Jubel meiner Bande mit hinein lachend.

Nun galt es aber, mich von meinen Gönnerinnen zu verabschieden und zu entschuldigen, und ich ging in Martins Gesellschaft, ihnen einen Gegenbesuch zu machen. Ich fand sie bereits beim Einpacken. Sie hörten meinen Bescheid mit Bedauern, doch mußte ich ihnen versprechen, auf der Rückreise ein paar Tage bei ihnen zuzubringen.

Als wir nach dem Kurhause zurückkehrten, fanden wir die Unseren in einer sonderbaren Stellung. Jettchen faßte sich an den Kopf vor Entsetzen, Stips schlug vor Erstaunen die Hände zusammen, Orpheus konnte die seinen nur noch gefaltet über den Magen halten. So standen sie in einer Gruppe, als wir eintraten. Die drei Jünglinge waren wider meinen Willen über unsere Wirtshausrechnung geraten, die ich auf dem Tische hatte

liegen lassen, und wollten nun erstarren über unseren Verbrauch von Speisen und Getränk und die angediehene Summe. Ich muß bekennen, sie hatte eine überraschende Höhe erreicht, doch nahm ich ihnen das Blatt weg und hieß sie sich trösten.

„Nein," sagte Stips gedemütigt, „wer unter solchen Umständen seinen Pfad von dem unserigen trennen will, der hat Grund dazu! Aber das darf nicht so fortgehen. Und dieser verwünschte Kellner! Den Nießbrauch seines Anzuges mit auf die Rechnung setzen zu lassen — und so hoch! Der bekommt kein Trinkgeld mehr! Weg von hier! Natur, Natur, nimm uns wieder in deine Arme auf!"

Lachend rüsteten wir uns zum Aufbruch, und zu Fuß, wie wir gekommen, verließen wir Heinrichsbad. Übrigens etwas hinten herum, ich wünschte nun keine Begegnungen auf der Promenade weiter. — Meine Leute schienen ein wenig geduckt, die Berührung mit der Kulturwelt mochte sie nachdenklicher stimmen. Es war der Rückschlag auf die großen Ereignisse des gestrigen Tages. So mußte ich es denn sein, die den unbefangenen Reiseton wieder anstimmte, und ich tat es durch ein unter uns sehr beliebtes Wanderlied, in das sie dann einer nach dem anderen einfielen.

Eine gute halbe Stunde waren wir tüchtig ausgeschritten, da stolperte ich über eine Baumwurzel und wäre gefallen, wenn zwei meiner Retter mich nicht un-

terstützt hätten. Allein ich fühlte einen Schmerz am Fuße, den ich nur mit Mühe eine Weile unterdrücken konnte. Bald machte mein Hinken die Freunde aufmerksamer, und endlich mußte ich um ein kurzes Ausruhen bitten. Es machte mein Übel nur noch schlimmer. Denn als ich darauf weiter zu gehen versuchte, mißglückten schon die ersten Schritte, und von heftigerem Schmerz gehindert, mußte ich mich für invalid erklären. Die Lage war sehr unangenehm für mich. Erst am Morgen hatte ich mich meinen Leuten gleichsam zugeschworen, und nun sollte ich ein Hindernis für sie werden. Inzwischen mußte etwas für unsere Weiterkunft geschehen. Nach einigen Debatten wurde Jettchen nach Heinrichsbad zurückgesendet, um uns einen Wagen für die nächste Fortsetzung der Reise zu besorgen.

Während wir, seiner Rückkehr harrend, am Waldesrande lagerten, waren die drei anderen sehr aufmerksam gegen mich und suchten meine Mißstimmung über den Aufenthalt, den ich verschuldete, zu zerstreuen. Orpheus führte sich selbst als abschreckendes Beispiel an, da er uns einst in doch gravierenderer Art mitgespielt und zurückgehalten habe. Und da wir nun auf unserem Lagerplatze Zeit hatten, wurde der gestrige Abend nochmals gründlich durchgesprochen. Stips erklärte, er habe eine bestimmte Einladung von Herrn von Dornstein für den Rest der Ferien und werde ihr jedenfalls nachkommen. Auch die beiden alten Fräulein Schönberg wären sehr

gütig gegen ihn gewesen und hätten geäußert, die Bekanntschaft sei hoffentlich angeknüpft, um eine dauernde zu bleiben. Orpheus wußte ebenfalls Gutes von den neuen Bekanntschaften zu sagen, nur Martin schwieg. Erst als Stips sich von neuem rühmend über Herrn von Dornstein aussprach, begann mein Brüderchen: „Und ich mag ihn doch nicht! Es ist mir heut unangenehm, daß wir uns gestern haben von ihm bewirten lassen. Er wird es gegen uns ausbeuten —"

Während wir Martin noch befremdet ansahen, rief Stips plötzlich aufspringend: „Da ist er!" und eilte ihm entgegen.

Wir sahen Jettchen in Begleitung Dornsteins schnell herankommen. Letzterer führte ein Pferd am Zügel. Unser Bote hatte leider keinen Wagen in Heinrichsbad auftreiben können, da die vorhandenen von einigen abreisenden Gästen bereits vorweg genommen waren. Da begegnete ihm Dornstein, der auf diese Nachricht sofort einen Damensattel auf sein Pferd schnallen ließ, um mir rasch Hülfe zu bringen. Er beklagte meinen Unfall lebhaft und sprach die Hoffnung aus, ich würde seinen Beistand und seine Begleitung nicht verschmähen. So überrascht ich durch diese Wendung der Ereignisse war, ich konnte in diesem Augenblick die Hülfe nicht abweisen. Ich mußte sogar dulden, daß er mir in den Sattel half, wobei ich sehr heftige Schmerzen in meinem Fuße empfand.

„Aber wohin soll die Reise gehen?" rief jetzt Mar=

tin, und zwar in so schroffem Ton und mit so wilden Augen, daß wir ihn alle stutzend ansahen.

„Nun, mein lieber Herr Stahl," entgegnete Dornstein gelassen, „darüber hat Ihre Frau Schwester durchaus zu entscheiden. Etwa zurück nach Heinrichsbad? Oder, wenn ich mir einen Vorschlag erlauben darf, besser nach dem benachbarten Altweil zu meinen weiblichen Verwandten. Die beiden alten Damen sind bereits zu Hause angelangt und werden sich freuen, den Gast zu empfangen. Überdies wird, wenn die Verletzung eine ernstliche sein sollte, weibliche Pflege angemessener sein, und in Altweil ist diese besser zu finden, als in Heinrichsbad. Der Arzt ist bald herübergeholt!

„Und wenn ich mich dem widersetze?" rief Martin erregt.

Dornstein sah ihn und dann mich fragend an, er schien begierig, zu hören, wessen Willen hier den Ausschlag geben werde? Mich aber verdroß Martins Betragen sehr. Es lag auf der Hand, daß Dornsteins Vorschlag jetzt der zweckmäßigste war, wie sehr ich die Sachlage immerhin anders gewünscht hätte.

„Du kannst dich mit Vernunftsgründen kaum widersetzen, lieber Martin," sagte ich. „Herr von Dornstein, ich nehme Ihren Vorschlag an."

Er verneigte sich dankend und nahm die Zügel des Pferdes, um es zu führen. Meine vier Gefährten stan=

den dabei und ein fragendes: „Und wir?" stand auf allen Gesichtern zu lesen. Da begann Dornstein:

„Meine Herren — lieber Herr Stahl — nehmen Sie die Sache wie sie liegt, und folgen Sie meiner Einladung nach Altweil! Sie werden Ihre Dame nicht verlassen wollen — versteht sich! Es ist möglich, daß Sie die Reise ohne dieselbe fortsetzen müssen, allein die Verletzung kann ja auch schnell gehoben sein. Wir wollen das Beste hoffen."

So übernahm er die Führung, und drei meiner Begleiter folgten bereitwillig. Martin schritt uns langsamer nach, als schiene er unschlüssig, als brütete er über etwas. Plötzlich kam er rasch herbei, um schweigend auf der anderen Seite neben mir herzuschreiten.

Der „Herr zu Pferde" ging also jetzt mit uns zu Fuße, und ich saß auf seinem Pferde — merkwürdige Umkehr der Erlebnisse! Er wußte mich gut zu unterhalten, ohne das Gespräch von meinen anderen Begleitern abzuschließen. Ich lernte einen fein gebildeten Mann in ihm kennen, der doch auch ganz harmlos mit uns scherzen konnte. Ohne musikalisch zu sein, wie er sagte, kannte er doch unsere üblichen Lieder und wußte sie mitzusummen, als drei von unseren Leuten nicht umhin konnten, etwas anzustimmen. Er sagte unter anderem:

„Solch' ein Singen lasse ich mir gefallen, es ist unmittelbarer Ausdruck, Stimmnng Leben, Poesie darin. Im ganzen aber wird mir heutzutage zu viel Musik

gemacht. Wer kann sich in den Städten noch retten vor Klavierklapperei? Mein Gefühl ist roh und ungebildet genug — ich bekenne es — daß ich mich in einem Instrumentalkonzerte aufs äußerste langweile. Überdies ist die Musik eine so rücksichtslose Kunst! Alle übrigen Künste gestatten ihren Jüngern, sich still zu üben, die Musik drängt sich sehr zudringlich hervor und macht ihren Jünger zu einer Haus- und Landplage."

Freund Jettchen machte einige entschuldigende Einwürfe, und Dornstein fuhr fort:

„Die Menschenstimme will ich ja gern gelten lassen. Besonders wenn sie nicht virtuos anspruchsvoll auftritt, sondern hübsch gesellig sich in unsere Muße fügen will. Zwischen Vokalmusik und dem Singen aus Stimmung und Bedürfnis ist ein Unterschied, und meinem Ohr klingt nun einmal das letztere angenehmer."

Stips erklärte sich ganz zu seiner Ansicht, während Jettchen und Orpheus, als Inhaber von Stimmen, mit welchen man auch große Arien aus Opern und Oratorien singen könnte, nicht ganz einverstanden waren.

Unter solchen Gesprächen gelangten wir auf Waldwegen wieder auf die breite Fahrstraße und näherten uns einem hübschen Landhause, umgeben von Gartenanlagen, worin die Rosen noch in schönstem Flor standen. Unser Zug konnte, als wir durch das Hoftor gelangten, nicht unbemerkt bleiben. Schon rief uns Schwester Ludowike aus dem Fenster Willkommen zu, und

bald stand sie mit Schwester Rosalinde vor der Tür, um uns mit Freudenbezeugungen zu begrüßen. Mein Unfall bekümmerte sie tief, aber dennoch hatte ihr Empfang etwas Triumphierendes, daß ich nun dennoch unter ihre Flügel gelangt sei. Ich mußte auf einem kleinen Sofa mit Rollfüßen Platz nehmen, und es war mir recht, denn mein Fuß schmerzte bei der geringsten Bewegung. Nach dem Arzte wurde sogleich geschickt. Es verstand sich nun also von selbst, daß ich bei meinen alten Freundinnen blieb, und so ward auch mein Koffer nachgeholt, der noch nicht von Heinrichsbad abgegangen sein konnte. Daß ich unter sehr liebevoller, aber auch sehr umständlicher Pflege sein würde, erhellte schon in der ersten Stunde. Der Arzt kam, erklärte die Verstauchung für geringfügig, verbot aber für die nächsten Tage jeden Versuch zu gehen.

Was wurde nun aus meinen Männern? Während Schwester Ludowike eine Krankenstube um mich her einrichtete, erzählte sie, daß Schwester Rosalinde die Herren unter der Veranda mit dem Kaffee bewirte. „Sie werden guten Appetit zeigen,“ dachte ich, „denn wir haben keine Mittagsmahlzeit gehabt.“ Rosalinde kam zu uns. Die jungen Herren wollen bald wieder aufbrechen, erzählte sie. Es sei leider schlimm, daß sie nicht zureden könnte — vier junge Männer zu beherbergen, darauf wäre ihr Jungfernzwinger nicht gut eingerichtet, allein wenn ich wünschte, so müsse sich Rat schaffen lassen —

„Gott bewahre!“ rief ich, und bat, mir meinen Bruder hereinzuschicken und mich einen Augenblick unter vier Augen mit ihm zu lassen. — Martin kam und nicht mit dem heitersten Gesicht. „Du siehst, lieber Junge, daß ich nicht weiter kann, Ihr müßt die Reise nun doch ohne mich fortsetzen.“ Um die Mittel sollt Ihr nicht verlegen sein.“ Ich händigte ihm ein, was ich für nötig hielt, und er erklärte es für über und über hinreichend.

„Hedwig!“ sagte er darauf, „ich weiß doch nicht, ob ich dich hier allein lassen darf! Ich kann nicht ruhigen Herzens abziehen, wenn du —“

„Ei was!“ unterbrach ich ihn — „Ihr werdet euch ohne mich recht gut unterhalten und mich darüber bald vergessen.“

„Jetzt doch nicht mehr, Hedwig! Es ist anders geworden. Daß du hier bei den Frauen ganz gut aufgehoben bist, glaube ich schon, aber dieser Dornstein —“

„Still, Martin! Sprich leise! Was hast du gegen ihn?“

„Nun, kurz und gut, ich kann mich nicht verstellen, ich wittere, er hat es auf dich abgesehen!“

„Um Gotteswillen, Martin! Bedenke deine Rede! Was willst du damit sagen?“

„Du wirst genug Erfahrung haben, um zu wissen, was ich damit sagen will. Er will dich heiraten.“

Ich fühlte, daß ich vor Überraschung und Ärger dunkelrot wurde. Mußte ich mir das von diesem Knaben

sagen lassen? Kaum fand ich ein Wort, ihm geschickt zu entgegnen.

„Du beobachtest und kombinierst über deine Jahre hinaus!“ sagte ich endlich gelassener. „Frage bei deinem gesunden Takt an, ob sich solche Reden von dir zu mir schicken?“

„Es sollte mich freilich nichts angehen,“ rief er, „und du darfst tun und lassen was du willst! Auch habe ich mich in nichts eindrängen wollen. Aber mein Gefühl ist dagegen, daß ich mit einem solchen Vorurteil — vielleicht ist es eins — dich hier unter den fremden Leuten lassen soll. Wer kann wissen, was zu befahren steht? Du bist ein Frauenzimmer, ich, als dein Bruder, wäre hier dein natürlicher Beschützer. Mich peinigt es, daß ich mich leichtfertig soll wegtreiben lassen. Ich bin zu ehrlich, um dir diese Gedanken zu verbergen!“

Ich reichte ihm die Hand und dankte ihm, suchte ihn auch in betreff seiner Befürchtungen zu beruhigen. Ich tat sehr ruhig, obgleich mich seine Worte in hohem Grade unruhig gemacht hatten. Nun war es vom Herzen und damit der leichtsinnige Junge wieder da, der recht gern auch ohne mich und mit gefülltem Beutel wieder auf die Wanderschaft ging. Er bat artig um Verzeihung und verabschiedete sich sehr zärtlich. In vierzehn Tagen wollte er hier wieder vorsprechen. Allein nun wünschten die drei anderen auch mir Lebewohl zu sagen. Schwester Ludowike war jedoch nicht gewillt, die jungen Männer

in das „Krankenzimmer“ einzulassen. Draußen hinter dem verschlossenen Fenster sah ich ihre Köpfe und Hüteschwenken, hörte ich ihr „Ade! Ade! — auf Wiedersehen! — gute Besserung!“ — und winkte ihnen von meinem Sofa aus mit dem Taschentuche. So trennten wir uns. —

Und jetzt bin ich nun allein bei meinen liebenswürdigen Pflegerinnen. Ich habe an den Onkel nach Neuenburg geschrieben und ihm die sonderbare Wendung meiner Reise berichtet. Das Übel an meinem Fuße ist fast ganz gehoben, ich kann ohne Schmerzen wieder auftreten, muß mich aber immer noch als Kranke hätscheln und pflegen lassen. Häufig wird Musik gemacht. Schwester Ludowike spielt die Geige, Schwester Rosalinde das Klavier, sie ergehen sich gern in Duos zusammen. Singen hab' ich auch schon müssen, wofür sie mich mit Liebkosungen überhäuften. So gestern abend, als Dornstein hier zum Besuch kam. Er ist artig, zuvorkommend gegen mich, aber keine Spur — — ach, hätte der abscheuliche Junge mir beim Abschied doch nicht das häßliche Wort gesagt! Ich bin befangen, unstät, unruhig — ich ärgere mich den Tag wohl zehnmal über mich selbst, über meine Reden, mein Betragen, über alles! Ich wünschte der Onkel käme und holte mich ab.

*   *
*

Den 20. August.

Ich darf nun auch wieder gehen, aber nur kleine Strecken durch den Garten. Ach, gar zu gern liefe ich einmal wieder ins weite — so gut es mir hier auch wird — und ich denke oft, wo sich meine vier Vagabunden wohl herumtreiben mögen. Dornstein merkt es mir an. Er sagte heute, ich sei wie ein gefangener Vogel, dem man zwar das Singen im Käfig gestatte, der aber doch sehnsüchtig nach seiner alten Freiheit strebe. — Er kommt täglich auf Besuch zu seinen Tanten, gestern war er zweimal da.

Aber Gebhard, ich muß dich wirklich loben!" rief ihm Schwester Rosalinde zu. „Du zeigst jetzt mehr Anhänglichkeit an deine Tanten als jemals!" Und dabei warf sie mir einen Seitenblick zu, daß ich erschreckt zusammenfuhr.

Abends führten die Schwestern ein verschollenes Duo am Klavier aus, bei welchem Schwester Ludowikens Geige die Hauptrolle spielte.

Dornstein, der wie ein Märtyrer zuhörte, beugte sich plötzlich zu mir:

„Zur Belohnung, daß ich dies anhören muß," flüsterte er, „singen Sie mir nachher ein Lied!"

„Was soll ich singen?" fragte ich, als das Duo zu Ende war.

„Das Lied, welches Sie damals sangen, als Sie mit Ihren Freunden am Waldesrande saßen, während ich

vorüberritt. Es war am siebenten August, am Tage nach unserer ersten Begegnung im fürstlichen Wildpark. Es war zugleich das erste Lied, welches ich von Ihnen singen hörte. Ich weiß es sehr genau."

Er wußte es genauer als ich, die ich einigermaßen verwirrt dasaß und mich vergeblich auf das Lied zu besinnen suchte. Ich fand es nicht.

„So muß ich es Ihnen schon sagen! Es war ein Volkslied: „Ach, wie wär's möglich dann, daß ich dich lassen kann —"

Er hatte Recht. Aber ich erschrak im Innersten, getroffen von seinen Augen, in welchen ich noch nie einen solchen Ausdruck erkannt hatte. Und doch, ich mußte mich zusammennehmen, denn die alten Damen riefen der Wahl Beifall — ich mußte singen. Ich glaube, es klang abscheulich. Meine Stimme zitterte. Und ich bebe noch jetzt, wenn mir die Worte in den Ohren nachklangen, mit denen er mir dankte.

* *
*

Den 21. August.

Heut Morgen nahm Schwester Ludowike meinen Arm, um mich durch den Garten zu führen. „Kindchen!" begann sie, „ich muß Ihnen etwas erzählen. Rosalinde ist damit einverstanden, allein sie wünscht aus guten Gründen bei dieser Mitteilung nicht gegenwärtig zu sein. Hören Sie denn! Rosalinde und Ihr Herr Onkel,

der Hofmarschall, waren in jungen Jahren — mit einander verlobt! — Ja, ja, Kindchen, sie waren Brautleute, allein es wurde eben eine traurige Geschichte. Der Hofmarschall, damals ein junger Offizier, wollte nur seinem Herzen folgen und knüpfte das Band, ohne den Willen seines Vaters zu berücksichtigen. Dieser sah die Sache strenger an und wollte die Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen nicht gelten lassen. Es folgten, da der junge Mann auf seinem gegebenen Worte bestand, sehr ernste Familienkonflikte, welche seine ganze Zukunft gefährdeten. Da entschloß sich Rosalinde, freiwillig zu entsagen und setzte ihren Entschluß, trotz der heftigsten Gegenwehr ihres Verlobten, durch. Viele Jahre später ging dieser dann eine andere, standesgemäße Verbindung ein. Rosalinde hat es ihm niemals verargt. Nun, und wir sind dann doch später noch zu einer adeligen Verwandtschaft gelangt, da unsere jüngste Schwester einen Freiherrn von Dornstein heiratete, in dessen Hause weniger zu überwinden war. Dies ist die Sache."

Ich teilte der alten Dame mit, was auch meine Eltern einst zu überwinden gehabt. Sie wußte es bereits. „Das sind so der Welt Vorurteile," seufzte sie; „schwer zu bannen, unberechenbar, ob sie sich ein Glück abkämpfen lassen, oder es vernichten. Nun, unseres Gebhard Eltern waren sehr glücklich. Doch starben uns beide nur zu früh. Der arme junge Mann ist recht einsam. Wie oft drangen wir schon in ihn, dieser Einsamkeit

ein Ende zu machen! Er ist nicht leicht zu behandeln, aber wirklich ein vortrefflicher junger Mann! Ach — da fällt mir ein — wissen Sie, Kindchen, wir sollten ihm heut' nachmittag einen Besuch auf seinem Gute machen! O, es ist sehr schön da — nur zwei Meilen —"

Ich fuhr mit meiner Ablehnung etwas hastig dazwischen und wurde rot, ja sogar verwirrt, als Ludowike mich mit überlegenem Lächeln ansah. Die Worte meines menschenkundigen Brüderchens klangen mir mahnend vor den Ohren. Sie fanden jetzt auch, wie ich fühlte, auf Schwester Ludowike eine Anwendung. Diese intrigante alte Person! Es brauchte mir nicht mehr wie Schuppen von den Augen zu fallen, ich sah nun klar was ich bereits geahnt hatte! Die Tanten sind im Geheimnis, sie haben mich hierher gelockt!

Ich war so erregt, daß ich vorhatte, wenn Dornstein heut' käme, ein Unwohlsein vorzuschützen und mich auf meinem Zimmer zu halten. Unglücklicherweise aber trat er uns entgegen, als wir uns eben dem Hause näherten. Er überreichte mir einen Brief, der für mich abgegeben war. Vom Onkel! dachte ich — aber nein, es war der tollste Brief, den ich in meinem Leben gelesen hatte. Ein Kollektivschreiben meiner Vagabunden von unterwegs, in lauter Studentenausdrücken — ich mußte schon bei den ersten Sätzen laut lachen. Dornstein und Ludowike sahen mich neugierig an. „Ich will dies merkwürdige Schriftstück zum Besten geben," sagte

ich, und las vor, zum großen Ergötzen meiner Zuhörer. Jeder bezichtigte den andern der schwersten Taten, die von diesem im nächsten Satze zurückgewiesen wurden, um dem ersten mit einem Zuwachs aufgebürdet zu werden. Jettchen schrieb, ich fehlte ihnen überall, und sie stürben vor Sehnsucht; darauf Martin: Das sei nicht wahr, denn Jettchen habe sich in N. bis über die Ohren „verkeilt" und sei nur mit Gewalt aus der Schlinge gezogen worden. Orpheus schrieb, es sei sehr schade, daß ich „gestern" nicht auf der Fahrt gewesen, die sie auf einer „Leiterspritze" gemacht, was Stips gleich dahin umwendete, es sei ein wahres Glück für mich, daß ich diese Partie nicht mitgemacht, da er sich seiner Reisegesellschaft zu schämen anfange. Worauf Martin: daß sie auf Stips, insonderheit auf seine Toilette, eben nicht stolz zu sein brauchten. — So ging es fort, ein redendes Zeugnis, daß sie sich auch ohne mich, und vielleicht noch besser, auf ihrer Wanderung zu unterhalten wußten. Es war mir während des Lesens doch peinlich, alle die derben Studentenausdrücke vor Dornsteins Ohren auszusprechen, zumal Ludowike die Hände zusammenschlug und einmal über das andere fragte: „Aber was heißt denn das?" Allein ich durfte nicht abbrechen, und Dornstein rief mir am Schlusse mit großem Vergnügen das beschämende Wort zu, es verstände nicht leicht jemand so gut wie ich, durch die bloße Betonung den Geist dieser Sprache wiederzugeben. — Um meinen Rückzug aus der

Gesellschaft war es geschehen. Der Hauptmann Kurzhals aus Heinrichsbad kam auf Besuch, ein Mann von trockenem Humor und unwiderstehlicher Komik. Man wurde ausnehmend heiter. Dornstein reichte mir zum Abschied die Hand — zum erstenmal — was sollte ich tun? Ich fühlte seinen heftigen Druck — es überrieselte mich. — Will denn der Onkel gar nicht kommen? Ich fürchte, er läßt sich erst einen neuen Frack aus der Residenz kommen, um mit desto mehr Würde auftreten zu können.

*

* *

Den 28. August.

Eine Woche ist vorüber, ohne daß ich es über mich vermochte, etwas aufzuschreiben. Was beängstigend in mir stürmt und arbeitet, mich ruhelos umhertreibt, mich zuweilen wie ein Moment der Beseligung ergreift und mich wieder in Furcht und Grauen jagt, wie soll ich es in Worte fassen? Wem soll ich mich anvertrauen? Von Freundlichkeit umgeben, fühle ich mich doch nicht daheim. Ich bin einsam, bin nicht zu Hause — und da, wo man mir ein Haus, eine Heimat gewährt, auch von Neuenburg keine Nachricht! Keine Zeile von dem Onkel oder der Tante auf meine wiederholten Briefe. Ach, sie müssen erst „überlegen!“ — Überlegen! Bei mir ist es wohl aus mit dem Überlegen, ich sehe mein

Schicksal — ist es Angst, ist es Glück, was mich verwirrt? Ich weiß es nicht.

Aber ich weiß, in dieser Nacht kommt doch kein Schlaf über meine Augen, also will ich niederschreiben, was dieser Tag mir verletzendes und beängstigendes gebracht hat. Vielleicht werde ich ruhiger, wenn ich es diesen Blättern, meinen einzigen Vertrauten mitgeteilt habe.

Dornstein kommt jeden Tag, und ich weiß jetzt, warum er kommt. Es war heut' die Stunde, da er einzutreffen pflegt, als mir so bange, so unendlich bange wurde, daß ich heimlich und rasch das Haus verließ und mich in die Einsamkeit des Parkes versenkte. Zugleich war mir, als müsse heut' endlich der Onkel kommen. Ich trat aus den Bäumen, setzte mich am Rande der Landstraße nieder und sah den Weg entlang. Mein Herz redete mir vor, der nächste Wagen müsse mir den alten Herrn und Beschützer bringen. Lange saß ich so erwartungsvoll, bis meine Gedanken andere Wege gingen und mir die Erlebnisse der letzten Tage wieder vorüberführten. Da vernahm ich aus der Entfernung das Rollen von Rädern und fahre auf. Eine Staubwolke verkündigte das Herannahen eines Wagens — ja, er ist's, er muß es sein, der Onkel! Ich glaube den Wagen, ich glaube Friedrich auf dem Bocke zu erkennen, springe vor Freuden auf und laufe dem Ankommenden entgegen. Mit ausgebreiteten Armen rufe ich:

„Willkommen! Willkommen —“ Da — Entsetzen! Schauderhaft! Ein Herr springt aus dem Schlage — ich sehe zwei abgeschmackte lange Bartzipfel fliegen — es ist der unselige Mensch, der „Lampendocht,“ wie meine jungen Leute ihn nannten.

„Willkommen im Grünen, schöne Dame!“ ruft er. „Das nenne ich einen Empfang! Und sogar erwartet? Ich wußte es ja, man ist nicht immer spröde!“ Mit diesen Worten faßte er mich an, während ich zu fliehen suche, und doch fühle, daß mir vor Schreck die Kniee wanken. Ich heiße ihn mich verlassen, er aber schlingt seinen Arm um mich und mit frechem Lächeln ruft er: „Oho, nur nicht geziert, schöne Dame! Das gilt jetzt nicht mehr —“

Ich weiß nicht mehr, was der Mensch redete, ich weiß nur,, daß ich mich von ihm loszumachen suchte, daß ich halb tot vor Entsetzen war.

Da hörte ich ein donnerndes Halt! hinter mir, das mir wie ein Erlösungsruf klang. Dornstein und die beiden alten Damen traten aus den Bäumen hervor. Im nächsten Augenblicke sah ich, wie Dornstein den Fremden fortschleuderte, daß der Mensch sich am Boden förmlich überkugelte. Was sonst zwischen beiden vorging, ist mir nicht mehr bewußt, denn unter hervorstürzenden Tränen sank ich Ludowike in die Arme. Nur das Davonrollen eines Wagens vernahm ich noch. Ich verfiel in ein wahrhaft krampfhaftes Weinen und

Schluchzen, während dessen ich ganz unfähig war, meinen Freunden das Vorgefallene zu erklären. — Sie hatten mich im Hause vermißt und waren gegangen, mich aufzusuchen. Die alten Damen zeigten sich kaum minder erschreckt, als ich selbst, doch suchten sie mich bald zu trösten und zu beruhigen. Dornstein erklärte jedoch geradezu, ich hätte mich etwas leichtsinnig der Gefahr ausgesetzt. Ich war so beschämt, so gedemütigt, daß ich die Augen nicht aufzuschlagen wagte.

Im Hause angelangt, ließ mich Dornstein mit den Damen allein. Nachdem wir uns ausgesprochen, fanden sie für gut, daß ich mich ausruhte, zwangen mich in mein Zimmer, auf das Sofa, deckten mich zu, ließen die Vorhänge herab — sie behandelten mich wie ein krankes Kind, und ich fühlte mich so hinfällig, daß ich mir alles gefallen ließ. — Nach einer Stunde jedoch fühlte ich mich gesammelt genug, zum Tee hinunterzugehen. Dornstein und die Damen kamen mir herzlich entgegen. Von dem Vorfall war nicht mehr die Rede. Die Tanten schlugen Musik zur Unterhaltung vor und schon griff Ludowike nach ihrer Geige, als Dornstein rief: „Bitte — wollen wir nicht lieber etwas lesen? Ich würde mich selbst zum Vorlesen anbieten, wenn wir nicht in Tante Rosalinde ein ausgezeichnetes Talent im Rezitieren unter uns hätten.“ Rosalinde lächelte geschmeichelt und bedankte sich, und holte darauf Goethes Tasso, dessen ersten Akt sie uns

mit vielen Ausdruck vortrug. Ich fühlte, wie Dornsteins Augen während des Lesens auf mich gerichtet waren, und als ich einmal aufsah, glaubte ich etwas von Vorwurf darin zu erkennen. Meine innere ruhelose Bewegung kam wieder, ich hörte nichts mehr von Rosalindes Vortrag, ich hatte mit den Tränen zu kämpfen. Endlich wähnte ich mich erlöst, Rosalinde endete, Dornstein erhob sich zum Aufbruch. Da fügt es sich, daß die beiden Damen das Zimmer eine nach der anderen verlassen. Ich war mit Dornstein allein. Er tritt zu mir, ergreift meine Hand und beginnt: „Hedwig —!“ Ich erbebte, er nannte mich zum erstenmal bei meinem Vornamen. „Hedwig, daß Sie einen Beschützer brauchen, einen Freund, das haben Sie heut’ wohl erkannt! Sie kennen mich erst kurze Zeit, ich kenne Sie länger — viel länger! Haben Sie Vertrauen zu mir? Nein, mehr als Vertrauen, glauben Sie, daß ich —“

O mein Gott —! Ich konnte ihn nicht zu Ende reden lassen, eine Todesangst überfiel mich. Die Tränen stürzten mir von neuem aus den Augen, und mühsam brachte ich die Worte hervor: „Erbarmen Sie sich — schonen Sie mich nur heut’!“

„Gut — ich will heut’ nicht weiter reden, Hedwig!“ fuhr er fort. „Aber morgen komme ich wieder, und Sie wissen nun, was ich Ihnen sagen werde. Begegnen Sie mir dann freundlich! Gute Nacht!“

Er verließ das Zimmer, und ich flog zur anderen Tür hinaus in meine Klause. Da sitze ich. Es ist Mitternacht vorüber. Und wenn morgen wieder Mitternacht vorüber ist — — —" (Hier endet mein Tagebuch.)

* *
*

Vorrede: — Siehst du, liebe Cläre, so weit habe ich dich nun, daß du die Vorrede doch lesen mußt! Denn du weißt zwar, was aus der Geschichte geworden, allein du brennst darauf zu wissen, wie es nun „so gekommen" ist. Vier Wochen sind vergangen, und ich sitze wieder in meinem Zimmer in Neuenburg, und wenn ich zurückblicke auf die jüngste Vergangenheit, ist mir — ja wie denn? — nun vor allem glückselig zumute, als finge ich erst an zu leben, als wäre mein Tag erst angegangen! Ja, ja, ja und tausendmal ja, ich habe „Ja" gesagt, ich habe ihn genommen, diesen lieben, braven, einzigen Mann! Er sagte mir, daß er mich schon vor Jahren geliebt, da ich noch ein Mädchen gewesen, sich aber nicht in meine Nähe gedrängt, da meine damalige Verlobung so gut wie ausgesprochen war. So lange ist der gute Mensch seiner Neigung treu geblieben! Ach, damals — und jetzt! Welch' ein Unterschied! Daß es solch' ein Glück gäbe, wie ich es heut' fühle, wie hätte ich es ahnen können? — Aber nun der Reihe nach alles Geschehene erzählt!

Gegen mittag des Tages, der auf die Nacht folgte, da ich mein Tagebuch abbrach, fuhr unerwartet ein Reisewagen in den Hof von Altweil. Ich saß mit den alten Damen im Gespräch, da ruft Rosalinde aufspringend: „Der Hofmarschall!“ — und ich erkenne meinen Onkel, welcher aus dem Wagen steigt. Ich fliege hinaus, liege in seinen Armen, während Ludowike und Rosalinde mir langsamer folgten. Dann betrachtete ich Schwester Rosalinde. Mit Herzlichkeit ging sie auf den würdigen Herrn zu, der sein weißes Haupt entblößte, und bot ihm die Hand zum Willkommen. „Wir haben uns lange nicht gesehen —“ begann er. „Um so freudiger begrüßen wir den alten Freund!“ rief sie, und das Wiedersehen war aller Befangenheit entrückt. — Ob sie später noch von alten Zeiten gesprochen haben, ist mir nicht bekannt. Der herzliche, zwanglose Ton des ersten Augenblicks blieb aber in unserer Gegenwart derselbe. Der Onkel erzählte von der Kränklichkeit der Tante, und jenes wohlwollend murmelnde Uhrwerk mit dem Pendelgange „Mh! Hm!“ — „Mh! Hm!“ wurde wieder lebhaft von den alten Damen aufgezogen. Allein die Tante fühle sich seit den letzten Wochen bedeutend wohler, erzählte der Onkel zu meiner freudigen Überraschung, sie mache Promenaden im Park und sei in sehr heiterer Stimmung.

Gegen abend erschien Dornstein. Jetzt aber rede

ich nichts mehr von meinen Ängsten und Befürchtungen — das ging zu Ende! Kurz, noch an demselben Abend erbat Dornstein von dem Hofmarschall die Hand seiner Nichte in aller Form, und so wurde ich überrumpelt, daß ich gar nicht Nein sagen konnte, selbst wenn ich gewollt hätte. Der alte Herr nahm die Sache ganz feierlich, und so war unser Verlobungsabend sehr würdevoll, ja ich verstand mich gemessener zu betragen, als ich es mir in meiner vagabundenhaften Verwilderung zugetraut hatte. — Der Onkel nahm Wohnung in Altweil. Es verstand sich von selbst, daß er einige Tage zum Besuch blieb.

Das Haus war nun ein festliches, die alten Damen in ihrer Zärtlichkeit gegen mich überschwenglich, und doch war durch die Gegenwart des Gastes unser Glück und unser Verkehr in eine zeremoniell gemessene Form gelenkt.

In diese schnob aber plötzlich geräuschvoll die Mahnung an meine abenteuerliche Vergangenheit herein, in Gestalt meiner zurückkehrenden Reisegenossen. Ich kann nicht leugnen, ich war etwas beschämt Martin gegenüber, und teilte meinem Verlobten den schlimmen Handel mit. Dornstein lachte. Er ging den Ankommenden entgegen, empfing sie als willkommene Gäste — Himmel, wie sahen sie aber aus! Stips — es ist nicht zu beschreiben, er war förmlich abgerissen! — und nachdem man die immer Durstigen und Hungrigen

erquickt hatte, nahm Dornstein meinen Bruder bei der Hand und begann: „Mein lieber Martin, Sie haben recht gehabt. Ich hatte es wirklich auf die kleine Person da abgesehen, und jetzt stelle ich sie Ihnen als meine Braut und mich als Ihren künftigen Schwager vor.“ Martin sah ihn groß an. „Hedwig!“ begann er fragend. „Nun ja doch, Junge!“ rief ich. „Kinder und Narren reden oft Weisheit!“ Damit umarmte ich ihn und hoffte ihn durch Zärtlichkeit unschädlich zu machen. Aber es bedurfte dessen kaum. In den nächsten Minuten duzte er sich bereits mit Dornstein.

Der Eindruck auf meine drei anderen Reisegefährten, als ich und Dornstein uns ihnen als Verlobte vorstellten, war durchaus charakteristisch. Jettchen sprang vor Überraschung in die Höhe mit den Silben: „Aber na nu!“ Orpheus rief halb ungläubig: „I wo doch!“ Stips aber schrie: „Das haben Sie recht gemacht!“ schüttelte freudestrahlend Dornstein's Hand, reichte sie auch mir und sagte zu meinem Verlobten mit Bedeutung: „Das können Sie mir glauben, ein so famoses Frauenzimmer gibt es nicht zumzweitenmal!“ Eine Versicherung, für die ihn Dornstein lachend in die Arme schloß.

Die ganze Gesellschaft wurde darauf eingeladen, noch länger unseren glücklichen Kreis zu vervollständigen. Gebhard machte ihnen Wohnung in seinem Absteigequartier zu Heinrichsbad. Dorthin wollten sie sich von

Hause Garderobe schicken lassen, denn der Onkel hatte sie sogar noch einmal nach Neuenburg eingeladen, da die Tante bedauerte, daß ihr jüngst von dem Quartett so viel entgangen sei.

Einige Tage darauf reiste ich mit dem Onkel ab. Schwester Ludowike und Schwester Rosalinde hatten das Versprechen geben müssen, in spätestens vierzehn Tagen zu einem längeren Besuche nachzukommen.

Und jetzt haben wir das Haus Neuenburg so voll von Gästen, wie es wohl seit zwanzig Jahren nicht gewesen ist. Die Tante ist, obwohl immer noch eine zarte und hinfällige Dame, doch so wohl, wie ich sie noch nicht gekannt habe, und ist glücklich darüber, vor ihren bunt gemischten Gästen die Wirtin machen zu können. Nicht nur Gebhard ist da und die Tanten, sondern auch alle vier „Gebrüder Fliedermüller.“ Die Tante selbst — die gütige Tante! — weiß über die Konzertgeschichte kopfschüttelnd zu lächeln, und fragt jeden Abend sehr leutselig, ob denn nicht ein wenig „gefliedermüllert“ werden werde? Meine Abenteuergenossen sehen übrigens jetzt, nachdem sie die alten Schlangenhäute abgeworfen, recht fein aus. Jettchen trägt gern ein rotes Halstuch. Selbst Stips erscheint in modischem Gewande. „Wollen Sie wissen, wo es herstammt?“ fragte er mich unter vier Augen. „Dornstein hat mir ein Stipendium ausgesetzt. Von ihm kann ich alles annehmen, denn ich liebe ihn schwärmerisch — seit gestern nennen

wir uns Du.“ Auch Ludowike und Rosalinde sind gegen Stips sehr gütig, sie wollen seine Tante sein, er soll zu ihrem Hause gehören — Ach, da ist ein Tintenfleck! Gebhard will mir die Feder wegnehmen — — —

„Ja, ich habe ihr die Feder weggenommen, verehrte Frau, ich, Gebhard Dornstein, der ich mich Ihnen als Verlobter dieser unermüdlichen Schwätzerin vorstelle. Sie plaudert zu viel aus. Zum Glück noch ertappte ich sie auf ihrem Zimmer, machte ihren Angebereien ein Ende und habe sie hinuntergeschickt, um ihre Zeilen selbst fortzuführen. Denn Sie bekommen ein so unerhört liederliches Schriftstück in die Hände, daß es nun nichts mehr verschlägt, wenn eine Männerhand sich auch noch dazwischen setzt. Was hat diese kleine Person alles den Leuten nachgeredet! Von mir steht verhältnismäßig am wenigsten in ihrem Tagebuche, und Sie werden mich daraus kaum sonderlich kennen lernen. So will ich Ihnen denn wenigstens sagen, daß ich dieses liebe Wesen über alles liebe und sie so glücklich machen will, als mein eigenes Wesen es zuwege bringt. Sind wir erst verheiratet, was in kurzer Zeit geschehen soll, dann hoffe ich mich Ihnen mit meiner Frau zu präsentieren und mich Ihrer und Ihres Gatten Prüfung zu unterwerfen. Aber was sehe ich, indem ich von dem Blatte auf- und in den Garten hinunterblicke! Sonst ein sehr angenehm geselliges Lustwandeln — der Hofmarschall führt Tante Rosalinde im Gespräch am Arme; die Frau Hofmarschallin geht an

Martins Arm in reger Unterhaltung, während Tante Ludowike lachend neben einem gewissen Orpheus herschreitet — meine würdige Braut aber läßt sich eben von zwei Individuen, genannt Stips und Jettchen, über den Rasen jagen und ruft zu mir herauf, ich solle sie vor den Unbänden retten. In der Tat, ich muß wohl eilen, mir selbst den Vogel wieder einzufangen. Und wenn Hedwig die Vermutung hegt, Ihr Herr Gemahl werde sie für nicht gescheit halten, so wittere ich, der Herr Professor werde das auch auf mich anwenden und sagen: „Viel gescheiter, als Sie, scheint Er auch nicht zu sein!"

Gedruckt bei August Pries in Leipzig.

Gedruckt bei August Pries in Leipzig.

